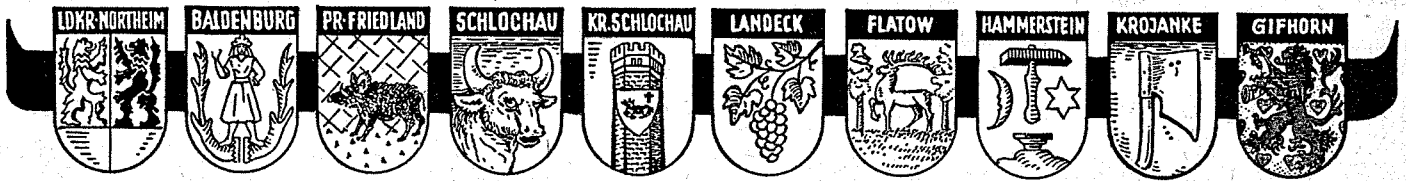


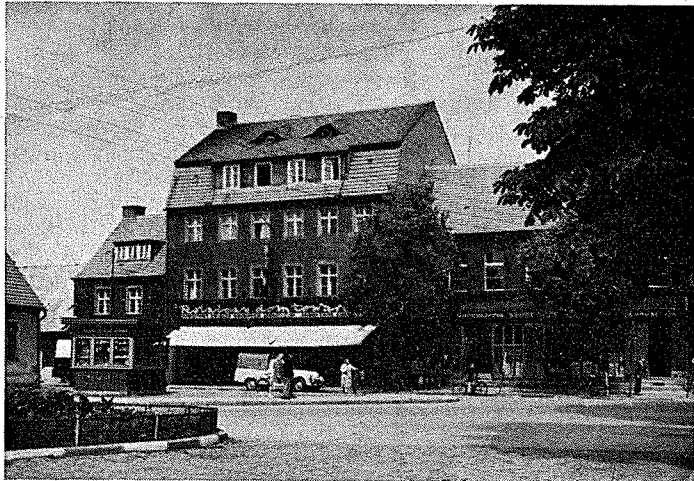
Neues Schlochauer ^{UND} Flatower Kreisblatt



16. Jahrgang

Bonn, 25. Juli 1968

Nummer 7/8 (187/188)



Neue polnische Aufnahme aus Flatow: Kaufhaus Feodor Seelert und Mertens (früher Berliner) rechts. Hier befindet sich heute ein Verkaufs- und Herstellungsbetrieb für Möbel. Ganz links ein Kiosk mit Andenkenartikeln.



Abendstimmung am Petziner See in Flatow. Eine polnische Ansicht

Der Bundeskanzler würdigt die Haltung der Vertriebenen

opr — Eindeutig und positiv würdigte Bundeskanzler Kiesinger auf einer internationalen Pressekonferenz am 5. Juli die Haltung der Vertriebenen, was jedoch von Presse, Funk und Fernsehen nicht erwähnt wurde. Der Bundeskanzler sagte wörtlich: Daß unsere Vertriebenen ihre politischen Auffassungen vortragen nach all dem, was ihnen geschehen ist, ist doch eine Selbstverständlichkeit. Aber eine große Hoffnung besteht doch eben darin, daß eine Organisation, (gemeint ist der Bund der Vertriebenen), die zum Herd eines gewaltigen, beinahe chauvinistischen Elements hätte werden können, das bisher nicht geworden ist, durch alle diese Jahre hindurch. Ich kann bei dieser Gelegenheit unseren Vertriebenen — ich unterschreibe nicht jede Äußerung, die der eine oder andere irgendwann mal in der Vergangenheit getan hat, aber zu ihrer generellen Tendenz — nur sagen, sie haben sich eigentlich sehr behutsam und sehr verantwortungsvoll verhalten."

Zum deutsch-polnischen Verhältnis stellte Kiesinger fest, daß der Austausch von Gewaltverzichtserklärungen keineswegs den Verzicht auf Rechtspositionen bedeutet: „Wer Gewaltverzichtserklärungen austauscht, der sagt nur das: Es sind noch viele Fragen zwischen uns zu lösen, weil wir verschiedene Standpunkte haben“. Diese Lösung solle jedoch ohne „Kampf und Gefahr“ erfolgen, Gewalt solle von vornherein ausgeschlossen sein.

Auf die Frage nach der Gültigkeit des Münchener Abkommens, Prag beharrt bekanntlich auf der Forderung, die Bundesrepublik möge dieses Abkommen als von vornherein ungültig und null und nichtig erklären, antwortete Kiesinger: „Warum das Münchener Abkommen null und nichtig sein soll, ist schlechterdings unverständlich. Wir kennen die Begleitumstände, unter denen es zustande gekommen ist, und ich billige diese Begleitumstände ganz und gar nicht. Aber in der Geschichte der Völker sind unzählige Abkommen und Verträge unter ähnlichen Umständen zustande gekommen, und niemand hat daran gedacht zu sagen, deswegen seien sie von Anfang an null und nichtig gewesen. Die britische Aussage scheint mir die wichtigere zu sein, die nämlich, daß für unsere Politik dieses Abkommen politisch nicht existent ist. Wenn dann noch Zweifel

übrig bleiben, dann ist es auf der einen Seite die Frage: was bedeutet das für die Rechtspositionen unserer Sudetendeutschen? Also ganz schlicht gesagt etwa: Sind sie dann tschechoslowakische Staatsbürger geblieben? Eine solche Möglichkeit ist auszuschließen. Offenbar hat man in Prag gewisse Sorgen wegen des Zeitpunktes, d. h. also, von wann ab betrachten wir dieses Abkommen für politisch nicht mehr praktikabel? Über eine solche Frage läßt sich unschwer unter zwei Seiten, die eine Verständigung erreichen wollen, auch eine solche Verständigung erzielen.“

Kiel lädt zum Bundespatenschaftstreffen der Pommern am 17./18. August

Alle Grenzmarkkreise treffen sich im „Kaiser-Friedrich“

Für die Pommern in Norddeutschland wird das Bundespatenschaftstreffen des Landesverbandes Schleswig-Holstein am 17. und 18. August in der Ostseehalle in Kiel wieder das Ereignis des Jahres.

Die Kieler Grenzmarkgruppe lädt anlässlich dieses Großtreffens, das auch im Jahr der Menschenrechte die Geschlossenheit und Treue der Pommern zu ihrer angestammten Heimat dokumentieren soll und gleichzeitig im Zeichen der 20 Jahr-Feier der Pommerschen Landsmannschaft steht, auch alle Grenzmarkkreise im nördlichen Raum zu einem Heimattreffen am 18. August im „Kaiser-Friedrich“ (Wilhelmsplatz) ein.

Das Programm der Pommern sieht am 17. August einen Volksabends, gestaltet von der Gruppe Kiel und am Sonntag wieder die Kundgebung vor. Alle Veranstaltungen finden in der Ostseehalle statt.

Da für die Heimatkreise hier keine Begegnungsmöglichkeit besteht, hat die Grenzmarkgruppe den „Kaiser-Friedrich“, Wilhelmsplatz, nur 10 Minuten von der Ostseehalle entfernt, mit sämtlichen Räumen für die grenzmärkischen Kreise reserviert. Hier kann gegessen werden: Tagesgedeck Mittagessen mit Suppe und Nachspeise 5,75 DM, Kaffeetafel (Torte und Trockenkuchen mit Portion Kaffee) 3,65 DM.

Beide Mahlzeiten müssen bis Dienstag, den 13. August, bei Albert Strey, 23 Kiel 24, Wilhelmshavener Straße 6, vorbestellt sein.

Wir gehen gemeinsam von der Ostseehalle nach der Kundgebung zum Trefflokal. Für die Ausgestaltung des Heimattreffens dort sorgt die Grenzmarkgruppe Kiel.

Flatower Jugend in Köln

Rückblickend auf das Deutschlandtreffen der Pommern in Köln zu Pfingsten d. J. sei hier ein kleiner Umriss des Treffens der Flatower Jugend wiedergegeben. Obwohl von unserem Heimatkreis kein spezielles Programm für die Jugendlichen aufgestellt worden war, hatte sich im Laufe des Treffens eine beachtliche Zahl zu einem fast unzertrennlichen Kreis zusammengefunden. An dieser Stelle sei erwähnt, daß es von allen Anwesenden außerordentlich bedauert wurde, zu erfahren, daß unser Heimatkreisbearbeiter, Herr von Wilckens, nicht zu dem Treffen kommen könne, da er durch Krankheit verhindert sei. Wir hoffen und wünschen, daß es ihm inzwischen wieder besser geht und er noch viele Jahre neben anderen Aufgaben auch weiterhin die Geschicke der Flatower Jugend in der Hand halten kann.



Fröhliche Runde am Kölner Tanzbrunnen

Der Kreis setzte sich zusammen aus Freunden, die sich untereinander von Gifhorn her kannten, aber auch einige „Neue“ wurden herzlich begrüßt. Am Pfingstsonnabend begann das große Suchen, wen finde ich wo? Einige hatten an dem Kongreß im Kölner Gürzenich teilgenommen, einige geisterten zunächst suchend durch die Messehallen. Am Nachmittag des gleichen Tages fand im Freigelände vor der Sporthalle ein offenes Singen mit Darbietungen der DJO-Trachtengruppen statt, das von Herrn Generalmusikdirektor Prof. Erich Böhlke geleitet wurde. Zunächst sangen nur die Mitglieder der DJO-Gruppen, bis sich ein größerer Zuhörer- und Zuschauerkreis gebildet hatte. Dieses offene Singen gelang so wunderbar, daß man am Schluß gleichzeitig 3 Kanons je 3-stimmig sang, was allen Anwesenden große Freude bereitete. Auch die Tänze und Darbietungen der Trachtengruppen aus Erlangen, Düsseldorf und Kiel wurden mit herzlichem Beifall bedacht.

Am Sonnabend fand man sich vorerst noch in kleinerem Kreise beim Jugendtanzabend im Messegelände wieder. Obwohl dieser große Saal zunächst mißtrauisch beäugt wurde, war die Tanzfläche nachher gerade groß genug. Die flotte Kapelle spielte vom Walzer bis zu den modernen Tänzen alles, so daß jeder auf seine Kosten kam. Von der Hitze des Tages und den Anstrengungen des Abends erschöpft, trennte sich unser Kreis gegen 2.00 Uhr morgens mit dem gegenseitigen Versprechen, am Pfingstsonntag um 10 Uhr pünktlich wieder zur Stelle zu sein. Daraus wurde natürlich nichts, zumal das Messegelände am Sonntag von Teilnehmern des Treffens überfüllt war. Vor dem Mittagessen wurde auf einen Tisch in der Halle 14, in der sich die Flatower trafen, ein Schild gestellt mit dem Hinweis, sich gegen 15 Uhr an dieser Stelle wegen weiterer Unternehmungen zu treffen. So gelang es, einen noch größeren Kreis von Jugendlichen zu sammeln. Da wir unter uns sein wollten, wurde beschlossen, gemeinsam einen Spaziergang zum Tanzbrunnen im Rheinpark zu unternehmen. Getanzt wurde jedoch nicht mehr viel, da es sehr warm und schwül war. Außerdem waren die Anstrengungen des Vortages so groß gewesen, daß wir dringend eine Ruhepause nötig hatten. Die Urlaubserlebnisse des Vorjahres und die Pläne für dieses Jahr wurden besprochen, wozu das schöne Wetter reichlich Anlaß gab. Unsere Aufnahme zeigt einen Teil des fröhlichen Kreises der Flatower Jugend im Tanzbrunnen.

Gegen Abend wurde der Rückmarsch zur Messehalle angetreten, wo sich einige bereits verabschiedeten, da sie noch teils am gleichen Tage, teils anderntags die lange Heimreise antre-

ten mußten. Der Rest fuhr mit einigen Wagen zur Kölner Innenstadt, wo man in einem netten Tanzlokal am Hohenzollern-Ring im kleinen gemütlichen Kreise den Abend verbrachte. Es wurde noch kräftig das Tanzbein geschwungen, viel erzählt und gelacht. So fand dieses Treffen einen harmonischen Ausklang, und ich bin überzeugt, alle werden oft und gerne an die schönen Stunden zurückdenken.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich alle Jugendlichen des Kreises Flatow aufrufen: Trefft Euch so oft wie möglich, nehmt jede Gelegenheit wahr, um Euch untereinander kennenzulernen und einen positiven Gedankenaustausch zu führen. Denn nur so können wir verstärkt unsere verlorene Heimat in Erinnerung behalten. Wahrscheinlich noch diesen Herbst, spätestens jedoch im Frühjahr 1969 findet wiederum das Flatower Jugendtreffen in Gifhorn statt. Also: Auf zum Jugendtreffen der Flatower nach Gifhorn!

G. Weinkauf

WER FAHRT MIT?

Herr Pfarrer i. R. Friedrich Trömel — früher Stegers schreibt:

Allen Heimatfreunden viel Grüße zuvor!

Gleichzeitig auch herzlichen Dank für all die lieben Grüße und Wünsche zu meinem siebzigsten Geburtstag am 2. August 1967.

Als Vorschlag und Wunsch gebe ich hiermit zur Beachtung und Kenntnis:

„Herr Pastor, wollen wir nicht einmal die frühere Heimat durchwandern?“, so wurde ich unlängst gefragt. Und ich habe fröhlich zugesagt. Doch wann und wie, das ist hier die Frage. — Daher nun mein Vorschlag: Am besten mit der Bundes- bzw. Reichsbahn oder mit dem Omnibus oder gar mit Pkw? Und zwar von einer unserer beiden Patenstädte Gifhorn oder Northeim aus. Über Helmstedt nach Magdeburg und weiter nach Berlin. Hier zwei bis drei Tage Besuche bei Heimatfreunden oder Verwandten, dann weiter nach Stettin und von dort im Motorschiff zur Ostsee, etwa Misdroy oder Swinemünde; dort übernachten und zurück nach Stettin und über Stargard — Belgard nach Kolberg. Hier wieder übernachten und weiter nach Köslin; von hier nach Bublitz — Neustettin oder aber Rummelsburg — Hammerstein — Schlochau oder Flatow — Pr. Friedland u. a. m. acht Tage Aufenthalt oder länger, dann weiter nach Schneidemühl — Küstrin — Berlin und über Magdeburg — Helmstedt wieder heimwärts. — Als Zeit wäre wohl Mitte September bis Mitte Oktober gut geeignet, da es in diesen Wochen meistens beständig schönes Wetter gibt.

In einem Reisebericht „Neues aus Köslin“ las ich unlängst bei Bekannten, daß sie zu ihrer Überraschung ein Visum erhalten hätten, welches ihnen erlaubte, mit ihrem eigenen Wagen drei Wochen in der früheren Heimat herumzufahren: sie konnten „tun und lassen“, was sie wollten. So fuhren sie von Berlin über Frankfurt nach Posen und von dort über Stettin nach Köslin, wo sie zwölf Tage blieben! Sie wohnten im früheren „Schuhmachers Hotel“ mit allem modernen Komfort! Sie konnten sich auch nach Belieben in Großmölln, in Sorenbohm, Klein Mölln, Nest und Bublitz ungehindert mehrere Tage aufhalten; und bei allem, was sie in diesen Wochen sahen, fiel ihnen auf, wie sehr das Land und die Städte in Ordnung gehalten sind. Das Straßennetz ist gut ausgebaut und die Felder sind sauber bestellt. — In den Straßen von Köslin herrschte reges Leben. Mehr als die Hälfte der jetzigen Bevölkerung dieser Stadt von fast 60 000 Einwohnern ist weniger als 40 Jahre alt und sorgt für den entsprechenden jugendlichen Schwung. Die Menschen, welche unsere Bekannten trafen und mit denen sie redeten, waren freundlich, besonders dann, wenn sie hörten, daß die Besucher hier aufgewachsen und entscheidende Jahre ihres Lebens in Köslin verbracht hatten. — Soweit dieser Bericht, der zu einer Reise durch das Pommernland recht ermutigen kann. Ja, liebe Heimatfreunde, wer hätte wohl Lust und Mut, eine solche gewiß erlebnisreiche Reise gen Osten für zwei bis drei Wochen mitzumachen? Die Kosten dürften sich wohl in Grenzen halten, da ja unsere D-Mark eine harte Währung ist. Ich schätze den Gesamtbetrag für die Reise auf etwa 300 DM. Alle reiselustigen Heimatfreunde wollen sich bitte an mich oder an unseren Heimatkreisbearbeiter, Herrn Karl Wendtlandt, in 325 Hameln, Richard-Wagner-Straße 10, wenden. Letzterer wird wohl auch konkretere Vorschläge machen können in Bezug auf Visum u. ä. Vielleicht macht er sogar den Reiseführer für ein solches Unternehmen? Ich sehe ihn immer noch den Festzug voranschreiten aus Anlaß der Hundertjahrfeier unserer Schlochauer Ordenskirche am Himmelfahrtsfest 1928.

Mit vielen herzlichen Grüßen in heimatlicher Verbundenheit!

Ihr

Pfarrer i. R. Friedrich Trömel, früher Stegers und seit 1. 11. 1965 in 7901 Scharenstetten über Ulm
Fernruf Lonsee 0 73 36/633

Diplomatische Beziehungen zur VR China

Von Generalkonsul a. D. Dr. Otto Bräutigam

Die Frage der Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Bundesrepublik zum volkreichsten Staat der Erde, der VR China, gewinnt an Interesse, seitdem die Hallstein-Doktrin über Bord geworfen ist. So hat am 10. April 1968 der von dem CSU-Vorsitzenden F. J. Strauss herausgegebene „Bayern-Kurier“ einen solchen Schritt unserer Regierung direkt vorgeschlagen. Rotchina sei eine Realität, auf deren Anerkennung die Bundesrepublik nicht mehr lange verzichten könne. Das Blatt begnügt sich also nicht damit, zunächst den etwas neutraleren erscheinenden Weg des Austausches von Handelsvertretungen vorzuschlagen, sondern will dem Beispiel de Gaulle's folgen. Die Begründung des Blattes ist allerdings recht anfechtbar. Es sieht in einer solchen Maßnahme einen wirksamen Hebel für die deutsche Ostpolitik und meint, daß sich die Bundesrepublik dadurch einen Feind der Sowjetunion zum Freunde machen könne.

Nun ist es allerdings eine alte außenpolitische Empfehlung, sich die Nachbarn seines Feindes zu Freunden zu machen. Aber ist es denn klug, die Sowjetunion als unseren Feind zu betrachten und dementsprechend zu behandeln? Da wir von der Sowjetunion Maßnahmen erwarten, die unseren Interessen förderlich sind, die vor allem der Wiedervereinigung Deutschlands Vorschub leisten, müßte es ein selbstverständliches Gebot unserer Außenpolitik sein, diesen Staat, den mächtigsten auf diesem Kontinent, nicht vor den Kopf zu stoßen.

Der „Bayern-Kurier“ meint, daß die Sowjetunion eines Tages auch territoriale Konflikte mit ihren fernöstlichen Nachbarn austragen werde. Dies habe die deutsche Außenpolitik bisher außer acht gelassen. Der Verfasser des Artikels hofft offenbar, daß die Sowjetunion für diesen Teil den Rücken in Europa frei haben müsse und daher zu Konzessionen bereit sein werde. Die Geschichte lehrt, daß genau mit dem Gegenteil zu rechnen ist. Wenn Rußland im Osten seines Reiches bedrängt wurde oder dort einen Prestigeverlust einstecken mußte, so war es ängstlich darauf bedacht, gegenüber den Nachbarn an seiner Westgrenze keine Schwäche zu zeigen, sondern im Gegenteil, den im Osten erlittenen Verlust an Ansehen dort wieder auszugleichen. Manche Historiker meinen, daß Rußland den ersten Weltkrieg nicht provoziert hätte, wenn es nicht bestrebt gewesen wäre, den Prestigeverlust wettzumachen, den ihm die Niederlage im russisch-japanischen Krieg eingetragen hatte.

Territoriale Ansprüche in Asien auf Kosten der Sowjetunion sind in einer Art von Trotzreaktion von Rotchina angemeldet worden, als Moskau Peking vorwarf, es verdamme zwar ständig den Imperialismus, dulde aber selbst die Kolonien Hongkong und Macao auf seinem Boden. Wütend erwiderte Peking, daß es eines Tages eine Revision aller „ungleichen Verträge“ des vorigen Jahrhunderts fordern werde, sich den Zeitpunkt aber noch vorbehalte.

Nichts könnte der Sowjetunion heute gelegener kommen als ein Krieg mit der VR China, dessen militärische Macht vielfach überschätzt wird. Die Sowjetunion würde im Falle eines solchen Krieges der Volksrepublik innerhalb kürzester Frist ohne Generalmobilmachung die beiden wichtigsten und reichsten Provinzen, die Mandschurei und Sinkiang, abnehmen und damit die Volksrepublik als Großmacht entthronen. Die Mandschurei mit ihren großen Kohlelagern ist von drei Seiten von der Sowjetunion umgeben und Sinkiang mit seinen Uranvorkommen und Atomanlagen ist von Zentralchina durch die Wüste Gobi getrennt und bietet einer Invasion von Sibirien und Kasachstan aus keinerlei Schwierigkeiten. Auch bei einem etwaigen, von der Volksrepublik China unternommenen Überraschungsangriff mit Atomwaffen würde Peking den kürzeren ziehen. Es könnte bei dem jetzigen Stand der Dinge nur Städte und Industrieanlagen in Sibirien und Teile von Turkestan zerstören, während alle Großstädte und Industriezentren Chinas den sowjetischen Atomwaffen ausgesetzt sein würden. Die bisweilen geäußerte Ansicht, daß die VR China eines Tages einen solchen Druck auf die Sowjetunion ausüben könnte, daß diese sich auf ihre Zugehörigkeit zu Europa besinnt und sich dem Westen weitgehend annähern würde, könnte sich sehr wohl als bloßes „wishful thinking“ erweisen.

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der VR China muß also unter anderen Gesichtspunkten geprüft werden. Hinsichtlich Chinas liegt der einzige Fall in der Welt vor, daß zwei Regierungen sich als die einzige legale Regierung der Gesamtheit eines — wenn auch recht ungleich — geteilten Landes betrachten. Keinerlei Beziehungen bestehen zwischen den beiden rivalisierenden Regierungen in Peking und auf Formosa. Hier spielt das so oft mißbrauchte Wort „Anerkennung“ wirklich noch eine Rolle. Wer mit der VR diplomatische Beziehungen aufnimmt, bestreitet damit Tschiang Kai-schek auf Formosa das Recht, sich Präsident von ganz China zu nennen. Man hat also nur die Wahl zwischen den beiden Regierungen, und da ist selbstverständlich zu prüfen, ob man der kommunistischen Seite den Vorrang einräumen soll. In allen anderen geteilten asiatischen Ländern sind wir umgekehrt verfahren. Wir haben es bis heute abgelehnt, diplomatische Beziehungen zu Nordkorea und Nordvietnam aufzunehmen. Der Vergleich hinkt allerdings insofern etwas, als in diesen Ländern keine der beiden Seiten sich als die rechtmäßige Regierung für das ganze Gebiet betrachtet. Aber die Anerkennung der Regierung der VR China wäre eine Option, die den Gegnern des Kommunismus nicht leicht fallen dürfte.

Andererseits gibt kaum noch jemand in der Welt der Regierung von Formosa eine Chance, die Macht über das chinesische Festland wiederzugewinnen. Nachdem bei Gelegenheit der „Kommunenpolitik“ (1958/59) und der „Kulturrevolution“ (1966/68) infolge des Vetos der USA versäumt worden ist, eine Aktion gegen das Festland zu unternehmen, obgleich bei diesen verunglückten Experimenten es in China vielfach drunter und drüber ging, wird man auf die Dauer nicht umhin können, den Realitäten Rechnung zu tragen und die Machtüber in Peking als Regierung von China anzuerkennen. Selbst in Amerika gewinnt die Ansicht an Boden, daß man das größte Volk der Erde, das zudem über Atomwaffen verfügt, nicht einfach ignorieren kann. Um aber den Verbündeten aus dem 2. Weltkrieg nicht vor den Kopf zu stoßen und das Prestige der USA im asiatischen Raum nicht völlig zu untergraben, streben einflußreiche Kreise der USA seit langem die „Zwei-China-Lösung“ an, nämlich daß sowohl die Regierung in Peking als auch die Regierung in Taipeh als rechtmäßige Regierungen des von ihnen beherrschten Gebiets anerkannt werden. Aber bis jetzt lehnen beide chinesische Regierungen diese Lösung entschieden ab.

Die Befürworter der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Peking weisen besonders auf die verblüffende Entwicklung unseres Handels mit der VR hin, in deren Außenhandel wir heute nach Japan und Kanada an dritter Stelle stehen. Japan hat aufgrund seiner geographischen Lage und seiner industriellen Liefermöglichkeiten den ersten Platz erreicht, obwohl es gleichfalls keine diplomatischen Beziehungen mit der VR unterhält. Kanada ist deren Hauptweizenlieferant. Man sollte also glauben, daß gerade die japanischen und deutschen Wirtschaftskreise die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der VR betreiben in der Hoffnung, dann den Handel weiter ausbauen zu können. Dies ist aber nicht der Fall. Erstens glauben die Handelskreise, daß eine weitere erhebliche Steigerung des Handels auch durch die Aufnahme diplomatischer Beziehungen nicht zu erreichen sein würde, indem eine Ausweitung der Handelsbeziehungen vielmehr von einer Konsolidierung der inneren Verhältnisse in der VR abhängt. Auch Frankreich hat die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen keine ins Gewicht fallende Ausweitung seines Handels mit der VR eingetragen. Zweitens würde eine Anerkennung der Peking-Regierung wahrscheinlich dazu führen, daß der Handel Ja-

pans wie auch der der Bundesrepublik mit Formosa praktisch zum Erliegen kommen würde. Dies würde für Japan ein schwerer Schlag sein, das sehr bedeutende Wirtschaftsbeziehungen mit Formosa unterhält, während dies für die Bundesrepublik allerdings weniger ins Gewicht fallen würde.

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Bundesrepublik mit der VR China würde die Sowjetregierung in erster Linie als eine gegen sie gerichtete demonstrative Maßnahme betrachten. Sie argwöhnt ja schon seit einiger Zeit geheime Kontakte zwischen den beiden Ländern und kommentiert sie geradezu als ein Komplott Pekings und Bonns gegen Moskau. Noch mehr aber würden wir die USA verärgern, die schon über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen Frankreichs mit der VR ungehalten waren.

Angesichts der Einstellung der beiden genannten Großmächte, der noch nicht geklärten innerpolitischen Verhältnisse der VR China und der nahezu völligen Isolierung der Diplomaten in Peking, die jede persönliche Orientierung ausschließt, erscheint es das Beste, den gegenwärtigen Zustand bis auf weiteres beizubehalten, also weder Formosa noch Peking die Aufnahme diplomatischer Beziehungen anzubieten, aber die bereits bestehenden Kanäle für die Ausgestaltung der wirtschaftlichen und mit Formosa auch der kulturellen Beziehungen nach Möglichkeit auszunutzen. Es ist außerdem fraglich, ob die selbstbewußte rotchinesische Führung sich heute noch mit dem Austausch von Handelsvertretungen begnügen würde, der allerdings in erster Linie der VR-China wegen des dort herrschenden staatlichen Außenhandelsmonopols von Nutzen sein würde, während eine etwa von uns in Peking zu errichtende Handelsvertretung selbst keine Abschlüsse tätigen könnte, sondern lediglich die Rolle der Wirtschaftsabteilung einer Botschaft mit gewissen konsularischen Befugnissen zu übernehmen hätte. Eine Handelsagentur der VR-China z. B. in Hamburg könnte dem Absatz chinesischer Waren in der Bundesrepublik sehr förderlich sein und die VR über die Erzeugnisse der deutschen Industrie besser ins Bild setzen.

Bemerkenswert ist, daß Politiker und Publizisten bei diesen Überlegungen die Hallstein-Doktrin, also die Anwesenheit eines Botschafters der DDR in Peking, überhaupt nicht mehr berücksichtigen. hvp.

Deutsche Soldatenfriedhöfe liegen am Weg

Ein Mahnruf an Ferienreisende

Fast täglich flattern jetzt bunte Reiseprospekte ins Haus, die Zeitungen sind voll von lockenden Angeboten für Ferienzele in Sonne und Wärme. Ob nun eine Urlaubsreise in den Süden geplant ist, oder ob Deutschland wieder entdeckt werden soll, fast jeder überlegt schon im stillen, wohin die Reise in diesem Jahr gehen soll. Da werden Prospekte gesichtet, sorgfältige Berechnungen angestellt, wie hoch die Kosten für eine Reise im Haushaltsetat veranschlagt werden dürfen, welches Reiseunternehmen wohl das preisgünstigste und doch beste Angebot macht. Man hört im Bekanntenkreis herum, welches Hotel oder welche Pension zu empfehlen ist, kurzum, man ist jetzt, wo die Tage zumeist noch unfreundlich und kühl sind, besonders luft- und sonnenhungrig. Noch einmal werden Angebot und Geldbeutel sorgfältig geprüft, und schließlich geht die Anmeldung für diese oder jene Fahrt auf den Weg. Die Vorfriede kann beginnen.

Gerade in diese Urlaubspläne hinein möchten wir einen Vorschlag machen: am Wege aller großen Auto- und Reisestrasßen laden Schilder zum Besuch von Raststätten, Schlössern, Aussichtspunkten und anderen Sehenswürdigkeiten ein. Daneben befinden sich aber auch Schilder, die auf die Nähe eines Soldatenfriedhofes hinweisen. Viele Urlauber werden nun sagen, Soldatengräber gibt es überall, in meinem Urlaub will ich interessante, neue Dinge sehen, von denen ich nach meiner Rückkehr erzählen kann. Gewiß kann man auch so reagieren. Aber gerade wir, als die von Kriegen am härtesten betroffene Generation, sollten daran denken, daß Soldatengräber — wo immer sie sind — uns etwas zu sagen haben. Sie bedeuten nicht nur Erinnerung an Jahre, die hinter uns liegen, deren Schwere aber noch heute auf uns lastet, sie sind zugleich ein Ruf, ein unüberhörbarer Ruf der Toten an die Lebenden nach Frieden unter den Völkern. Diesen Ruf bewußt in uns aufzunehmen, mahnen uns die Kreuze und Grabstätten ständig, auch und gerade an unbeschwerten Urlaubstagen.

Auch in diesem Jahr ruft der Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Dekan a. D. Walter Trepte, alle Urlauber auf, an den Schildern, die in den Urlaubsorten den Weg zu einem Soldatenfriedhof weisen, nicht achtlos vorüberzugehen. Ein Verweilen an diesen Stätten wird stets ein Augenblick der Stille, des Gedenkens und der inneren Einkehr sein, ein Augenblick, der die hektische Betriebsamkeit der Welt übertönt und in den Herzen die Sehnsucht nach Frieden zwischen den Völkern wachsen läßt. Wie schließen uns diesem Appell des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge an und bitten alle Urlaubsreisenden, sich und den Toten diese kurzen Minuten des Verweilens auf Soldatenfriedhöfen zu gönnen.

Die vorliegende Ausgabe unserer Heimatzeitung ist eine Doppelnummer für die Monate Juli und August. Die nächste Zeitung erscheint am 10. September 1968

Flatower Kurzgeschichten

Von Karl Lenz

Rund um den Schlachthof

Ja, zum Schlachthof hatte ich schon als Schulbube gute Beziehungen. Wenn ich in den Ferien meinen Vater bei seinem Bestattungsbegleitet, so kam es des öfteren vor, daß dieser den Deckel seiner zweirädrigen gelben Postkarre (in der Wilhelmstraße aufklappte, ein Paket oder Päckchen hervorzog und mir den Auftrag gab: „Bring' das zum Tierarzt Dr. Schwarz!“ Ich



Mitglieder des Flatower Turnvereins. Eine Aufnahme aus dem Jahre 1913

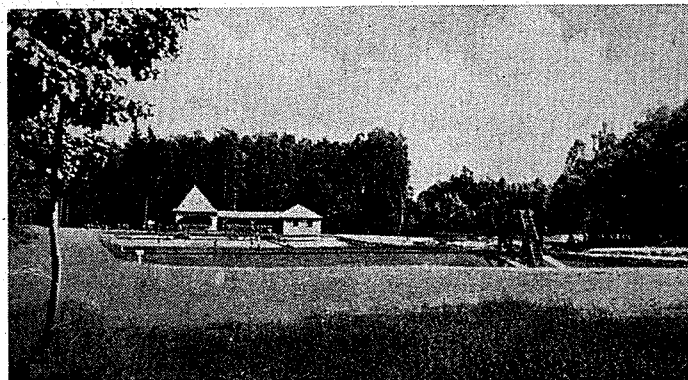
setzte mich flugs in Bewegung. — Es ging an der Turnhalle vorbei, wo werktagsabends ein lebhafter Betrieb herrschte. Die angefügte Aufnahme zeigt eine Riege aus dem Jahre 1913. Namen wie Liesner, Bachmann, Schallhorn, Block, Klinge, Bauer, Türk, Rissmann, Riek, Uckert, Redmann, Manns, Kanehl und Kleinschmidt klingen wieder auf.

Gegenüber der Turnhalle liegt der katholische Friedhof, dem sich der evangelische anschließt. Auf der linken Seite des Blankwitzer Weges ging dann der Weg nach Alt Schwente ab, der zu meiner Zeit noch von stattlichen Bäumen eingerahmt war. Hinter dem evangelischen Friedhof stand außer einem kleinen Häuschen später das Klubhaus des Rudervereins. Und dann war ich am Schlachthof angelangt.

Zwischen dem Leiter desselben und mir entspann sich in der Regel folgender Dialog: „Na, mein Sohn, ein Päckchen für mich?“ „Jawohl, Herr Doktor.“ „Das ist aber schön.“ „Jawohl, Herr Doktor.“ — Wenn ich dann kehrtmachen wollte, langte er in die Tasche und gab mir einen Extralohn von fünf Pfennigen. Für mich war dieses fürstliche Honorar ein Ehrensold; fühlte ich mich doch stolz als „halbamtlicher Postzusteller“.

Bevor ich den Rückweg antrat, warf ich noch einen Blick zur Windmühle von G. hinüber. In der großen Kieskuhle, die in der Nähe lag, nisteten noch die bekannten Erd- oder Uferschwalben. Mein Blick ging noch weiter zum Galgenberg, der oft unser Tummelplatz war und zum Bismarckturm, der nun auch zerstört worden ist — angeblich, weil hier ein Kabelwerk erbaut werden soll. Dieses Vorhaben wundert mich sehr, da das Gelände, soweit wir alten Flatower es in Erinnerung haben, dafür absolut ungeeignet ist.

Uns alten Flatowern war der Blankwitzer Weg sehr lieb, und er wurde gern zum Spaziergehen benutzt; bot er doch, wenn man auf der Anhöhe beim Schlachthof stand, reizvolle Ausblicke auf den Stadtsee, den Tiergarten, auf Bartzens und die Wonzower Fichten.



Linde. Das Strandbad am Rande des Gemeindewaldes

Erinnerungen an Tarnowke

Angeregt durch den Bericht: „Der Feuerteufel von Tarnowke“ (Kreisblatt Mai, Juni und Juli 1966) möchte ich hierdurch die Chronik von Tarnowke um einiges ergänzen. Es handelt sich ebenfalls um eine Brandkatastrophe, welcher damals vier Tarnowker Gehöfte zum Opfer fielen. Es sind dies die Hoflagen von 1. Steuck (zuletzt Venz), 2. M. Zabel (zuletzt Weilandt), meine Großeltern, 3. Kemp (zuletzt A. Bleick) und 4. J. Juhnke (zuletzt E. Juhnke). Die Häuser waren damals anders gebaut, sie waren sämtlich mit Stroh gedeckt und ihre Dächer reichten fast bis zur Erde. Die Scheunen von Steuck, Zabel und Kemp waren dazu noch in einem einzigen Bau vereinigt. Durch Wacholdersträucher wurden die Grenzen markiert. So konnten zum Beispiel Kinder bei ihrem Spiel von der einen Scheune in die andere kriechen und sich dort verstecken.

Diese Gebäude dürften wohl aus den Jahren 1701 bis 1725 stammen, in denen ebenfalls große Brände gewütet hatten. Sie waren also gut 150 Jahre alt, als sich der Brand, von dem ich berichten will, ereignete. — Es war in den Vormittagsstunden des 2. Ostertages des Jahres 1879. Meine Großmutter sowohl, als auch die älteren Brüder meiner Mutter haben mir davon berichtet. Das Frühjahr war sehr trocken. Der Wind kam von Norden wie so oft um die Osterzeit, als plötzlich in dem Teil der großelterlichen Scheune, der an der Grenze zum Grundstück Kemp stand, auf unerklärliche Weise ein Feuer ausbrach. Es hatte an diesem Vormittag noch niemand die Scheune betreten. Das Feuer griff schnell um sich, und im Nu stand alles in hellen Flammen. Dabei ist alles tote und lebende Inventar der beiden Bauern Steuck und Zabel vernichtet worden. Meine Großmutter hat nur ein Bett und einige Güssel retten können, meine Mutter, die damals dreieinhalb Jahre alt war, hatte sich im Hause von J. Juhnke hinter dem Webstuhl verkrochen und wäre verbrannt, wenn sie nicht durch einen Zufall entdeckt und gerettet worden wäre. Der Bauer Kemp soll sein Vieh an dem Unglückstag unter seinem Vortor abgestellt haben und konnte es dadurch retten. Er wurde auch deshalb verdächtigt, den Brand gelegt zu haben. Der Beweis hierfür konnte aber nicht erbracht werden. Nach einiger Zeit verkaufte Kemp sein Besitztum und wanderte nach Amerika aus. Bei dem Brande geriet auch die Tarnowker Kirche in große Gefahr. Die Bretterverkleidung des Kirchturmes soll bereits Feuer gefangen haben, die Löschmannschaften konnten das Gotteshaus aber noch retten.

Unser Heimatdorf hat schon viele Schrecken durch Feuerbrünste erlebt, manche Familie ist dadurch arm geworden, andere haben viele Jahre hart erben müssen, um nur einen Teil desjenigen wieder zu erlangen, was sie einst verloren hatten.

Man stellte oft in Zeitungen und Zeitschriften fest, daß nicht alles, was da so berichtet wird, der Wahrheit entspricht. Wiederum können aber auch dem Verfasser unwesentliche Fehler unterlaufen. Weil es nun in der jüngeren Generation der Menschen unserer Heimat einige gibt, welche die alte Chronik weiterführen und alle Begebenheiten im Leben unserer Heimatgemeinde bis zum Jahre 1945 festhalten wollen, sammle ich alle erreichbaren Berichte. Um dabei ein wenig mitzuhelfen, liegt es mir daran, einiges zu klären, was nach meinem Dafürhalten falsch berichtet wurde.

In der Mai-Ausgabe des Kreisblattes des Jahres 1958 erschien auf den Seiten 850/851 ein Bericht: „Tarnowke: Ein treuer Mann unserer Heimat“. Der Bericht ist mit „B“ unterzeichnet. Ich habe nun mehrmals vergeblich versucht, den Namen des Verfassers zu erfahren. Sollte er noch leben, so würde ich mich freuen, mit ihm in Verbindung kommen zu können. Im letzten Absatz, Seite 851, schreibt der Betreffende über das Grab der Eheleute Nehring unter anderem: „Auch Nehrings Grab ist in keinem würdigen Zustande. Der Grabstein ist vielfach zerkratzt und oft die Zielscheibe von Steinwürfen gewesen.“ Das haben Knabenhände gemacht ohne an etwas Böses gedacht zu haben. Anders aber ist das mit der Einebnung der Grabhügel Nehrings und seiner Ehefrau und mit der Verlegung des Zuweges zum Südeingang der Kirche gerade über die Nehringschen Gräber“ usw.

Den letzten Satz kann ich nicht einnehmen, da er nicht den Tatsachen entspricht. Ich kenne zufällig das Grab der Familie Nehring und dessen Umstände genau. Wenn der Schreiber dieser Zeilen ein wenig die Örtlichkeit betrachtet hätte, dann wäre ihm ohne weiteres klar gewesen, daß der Zuweg zur Kirche garnicht verlegt sein konnte. Die Zuwege zur Kirche, so, wie sie wohl heute noch sein mögen, sind uralt. Das Doppelgrab der Eheleute Nehring war ein Grabhügel, umgeben von einer gußeisernen Einfriedung. Der Grabstein stand am Kopfende des Grabes über zwei Meter von dem fraglichen Zuweg entfernt. Bis 1828/30 dürfte der Friedhof an der Kirche benutzt worden sein. Der Chronik zufolge ist in dieser Zeit der neue Friedhof außerhalb des Dorfes und im Jahre 1900 erweitert worden. Anlässlich der Errichtung des Kriegerdenkmals — meines Erachtens im Jahre 1925 — ist vom Kirchenrat erstmalig die Einebnung des vor fast hundert Jahren geschlossenen Friedhofes beschlossen worden. Die halbverfallenen und ungepflegten Grabhügel boten keinen schönen Anblick. Allein die Gräber der Familie Hohensee-Wengerz, ein Grab mit Steinumrandung unweit des errichteten Kriegerdenkmals und das schon erwähnte Grab der Eheleute Nehring machten davon eine Ausnahme.

Nachdem die Familie Hohensee die Einebnung ihrer Gräber gestattet hatte, ist nach längerer Debatte im Kirchenrat der Beschluß gefaßt worden, auch das Grab der Nehrings einzuebnen, um ein einheitliches Bild zu erhalten. Und nun kommt das Entscheidende: Der Grabstein der Eheleute Nehring wurde zum dauernden Gedenken an diese Familie ans Fußende des Grabes, also direkt an den Zuweg zur Kirche gesetzt. Dadurch ist der Eindruck entstanden, der Weg gehe über das Nehringsche Grab hinweg. Ein Urteil über das Für und Wider bei der Einebnung des Grabes überlasse ich dem Leser.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich allen Tarnowkern die letzten Schulzen und Bürgermeister unseres Heimatdorfes in Erinnerung bringen, wenn auch die ganz genauen Daten fehlen. Etwa bis zum Jahre 1888 ist der Bauer und Gastwirt Wilhelm Krüger, der Vater des Gastwirts Albert Krüger, Schulze gewesen. Er soll dieses Amt ungefähr fünfundzwanzig Jahre lang geführt haben. Sein Nachfolger wurde der Bauer Wilhelm Draheim. Er waltete ungefähr dreißig Jahre lang seines Amtes. Nach seinem Tode wurde Hermann Becker Bürgermeister. Er starb Ende der zwanziger Jahre. Bis zur Wahl eines neuen Bürgermeisters hat der Bauunternehmer und Maurermeister Albert Bisbrenner die Amtsgeschäfte geführt. Der Bauer Friedrich Krüsel wurde dann zum neuen Bürgermeister gewählt. Er hatte das Amt bis zur Vertreibung im Jahre 1945 inne.

In unserer Heimatzeitung wird oft das Flatower Heimatbuch, der „Goerke“, zitiert. Es ist im Jahre 1918 erschienen. Aus diesem Buche habe ich erfahren, daß der Tarnowker Kriegerverein um viele Jahre später gegründet sein soll, als im allgemeinen angenommen wird. Ich nehme an, daß hier ein Druckfehler vorliegt, denn unser Kriegerverein soll der zweitälteste Verein des Kreises gewesen sein. Nach der Errichtung des „Korridors“, 1919/20, war er sogar der älteste des Restkreises Flatow. Als wir im Jahre 1925 das Kriegerdenkmal einweihen, wurde gleichzeitig das fünfzigjährige Bestehen des Vereins festlich begangen. In Wirklichkeit war der Verein einige Jahre älter.

Die „Bücherei des deutschen Ostens“ in Herne besitzt viele wertvolle Heimatbücher. Zugleich mit dem „Goerke“ erhielt ich ein interessantes Werk zugesandt. Sein Titel: „Preussische Provinzialblätter“, herausgegeben vom Verein zur Rettung verwahrloster Kinder zu Königsberg; dritter Band, Königsberg 1830. In diesem Buch ist die gesamte Chronik unseres Heimatdorfes Tarnowke enthalten. Ich war darüber sehr angenehm überrascht.

Allen Heimatfreunden sende ich herzliche Grüße!

Helmuth Reetz, 4573 Löningen

Die Zeit der Schulfeste
ist gekommen!

Eine Aufnahme von
einem Kinder-Schulfest
etwa aus dem Jahre 1930
in Pr. Friedland



Bernstein im Schlochauer Land

Von L. Gerschke

„Vaudette, — stüch dô eês de Bernstein aa, dat rücht hiê so na Kattemäss,¹⁾“ sagte in ihrem gemütlichen Tonfall die alte Frau Kanthak in P. zu ihrem Mann, dem Altsitzer Johann Kanthak. Der schlurfte langsam in seinen Holzpantoffeln zur Kommode, zog bedächtig eine Schublade heraus und suchte ein etwa taubeneigroßes Stück Bernstein aus derselben hervor. In der Küche zerklopfte er es mit dem Nacken eines kleinen Handbeiles auf einem Klotz, auf dem er sonst den Kien zu splissen pflegte. Dann scharfte er glimmende Holzkohle aus dem Herd und legte sie auf die Müllschaufel. Er blies sie an und streute das Bernsteinpulver darüber. Sogleich stieg ein bläulicher, wohlriechender Qualm auf, der bald mit seinem würzigen Duft das ganze Zimmer erfüllte. — Dieser in seiner Geruchsbarkeit mir irgendwie zeremoniell erscheinende Vorgang hatte es mir angetan. Aber ebenso war es auch mit dem Schubfach der Kommode, in der noch eine ganze Anzahl von Bernsteinstücken lag. Manche waren rau und unansehnlich, andere hatten Bruchstellen, die in Farbtönen vom satten Rotbraun über Gelb bis zum lichten Weißgelb glänzten. Von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer Kinderfaust stießen sie beim Bewegen des Schubfaches leise klirrend aneinander.

Ich werde nicht gerade ein geistreiches Gesicht gemacht haben, als ich sagte: „Ja, aber wo haben sie bloß den schönen Bernstein her? — der wird doch an der Ostseeküste gefunden.“ Der alte Vater Kanthak schmunzelte, und dann erzählte er mir, während er seine lange Pfeife mit dem Porzellankopf in Brand setzte, wie er zu den einzelnen Stücken gekommen war. Jedes hatte seine besondere Geschichte: Dies hatte er beim Eggen, jenes beim Reißen von Kiefernwurzeln, aus denen er Kartoffelkörbe flocht, gefunden. Die meisten aber stammten vom Stubbenroden oder Kiesfahren.

Das ist nun schon recht lange her, als ich diese kleine Romanze erlebte, damals in den zwanziger Jahren, da ich als junger angehender Heimat- und Volkskundler meine ersten selbständigen Gehversuche machte.

Bernstein im Kreise Schlochau? Diese Frage ließ mich fortan nicht mehr los. Ich horchte und forschte und kam zu dem überraschenden Ergebnis, daß wir mitten in einem Bernsteingebiet lebten, das sich durch die angrenzende Tucheler Heide hinaufzog bis an die Ostsee und sich weit nach Pommern hinein erstreckte.

Bernstein ist bekanntlich das Harz der heute ausgestorbenen Bernsteinkiefer. Auch in unserer Gegend bildeten diese Bäume in der Tertiärzeit ganze Waldbestände. In der damals herrschenden subtropischen Hitze schwitzten sie beachtliche Mengen Harz aus, das dann am Stamm niederrinnend, manchmal Insekten überrollte. Wir finden sie heute dann und wann als „Einschlüsse“ im Bernstein. — Die später folgenden Eiszeiten vernichteten dann diese Bernsteinwälder und überdeckten alles mit unge-

heuren Sandmassen und Gletscherschutt. Bei uns im Kreise Schlochau ist diese Sanddecke zwischen 50 bis 120 Meter dick. Bei einer Brunnenbohrung zum Schlochauer Wasserwerk wurde im Jahre 1928 aus etwa 80 Meter Tiefe versteinertes Holz der voreiszeitlichen Bodenbewachung nach oben befördert.

Die Harzklumpen der Bernsteinkiefer wurden durch Erddruck und Austrocknung hart. „Versteint“ aber, wie man manchmal liest, ist Bernstein nicht. Er wäre sonst ja (wie das versteinerte Holz) von Sinter, d. h. Kalk, Kiesel, Eisen durchsetzt und würde wie jenes nicht brennen. Nun ist aber bekannt, daß Bernstein brennt. Ja, diese Tatsache hat ihm ja gerade seinen Namen gegeben, der ursprünglich „Brennstein“ lautete.

Im Jahre 1924 war ich Augenzeuge, wie mein Nachbar Schm. in Schlochau beim Tieferlegen eines Vorflutgrabens mit dem blauen Ton zahlreiche kleinere und 2 faustgroße Brocken Bernstein zu Tage förderte, die er bis zu unserer Vertreibung 1945 in seinem Besitz hatte.

Am häufigsten waren die Funde in den großen Sandergebieten in Wald und Heide. (Sie waren hier von den Wasserfluten der Zwischeneiszeiten aus der Tiefe herausgewachsen und hochgeschwemmt worden, wie dies heute noch täglich an der Ostseeküste geschieht.)

Bei den Bernsteinfindungen handelte es sich bei uns immer um Gelegenheitsfunde, und im Gegensatz zur Bernsteinbergung an der Ostseeküste lohnte sich ihre Erfassung durch den Erwerbsberechtigten, den Staat, nicht. So schlummerten sie denn friedlich bei den Leuten in irgend einer Schublade. Dieses und jenes Stück landete auch in den Schulen als Anschauungsmittel.

Das war jedoch anders in weiter zurückliegender Zeit. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde in den großen Kiefernforsten die Bernsteingräberei berufsmäßig betrieben. Auf alten Landkarten (auch Forstkarten) findet man bei Gemel, Fortbrück, Bölzig, Stegers, Eickfier, Pflastermühl, Hammerstein und Landeck die Eintragung: Bernsteingräberei. — Wie Beutner, Kohlenbrenner und Teerschweler waren auch die Bernsteingräber ein Berufszweig. Gegen Zahlung einer Gebühr erwarben sie vom Forstfiskus oder von einem Gutsbesitzer für ein bestimmtes Revier das Schürfrecht. An Stellen, die sie auf Grund ihrer Erfahrung als bernsteinführend erkannten, schichteten sie den Waldboden um. Hatten sie eine ausreichende Menge beisammen, so lieferten sie den Bernstein an Ankäufer ab. Wie mir alte Leute erzählten, lebte in Pollnitz der „Bernsteinjude“ Wider, der als Handelsmann nicht nur Wachs, Werg und Wolle von den Bauern kaufte, sondern reihum auch die Bernsteingräber aufsuchte und ihnen ihre Ausbeute abkaufte. In Bölzig war der Gastwirt Nathanael Meier Bernsteinaufkäufer. Bei diesem Handel unterschied man kleine und große „Schätze“. Der Preis für einen „Großen Schatz“ betrug etwa 15—18 Taler. Welches Maß oder Gewicht ein solcher „Schatz“ hatte, habe ich nicht ermitteln können.

¹⁾ „Vaterchen, steck doch mal den Bernstein an, — es riecht hier so nach Katzenschmutz.“

Im Jahre 1868 verbot der Forstfiskus die Bernsteinwerbung mit der Begründung, daß die Gräber häufig die ausgehobenen Löcher nicht zuschaukelten, wodurch das Wild zu Schaden käme. Waldschaden entstand auch dadurch, daß große Bäume, ja sogar Schonungen unterwühlt wurden. — Trotz des Verbotes ist noch jahrelang heimlich nach Bernstein gegraben worden. Wenn man berücksichtigt, wie schwer die Erarbeit ist, die doch mit der Suche verbunden war, so beweist das überzeugend, daß die Bernsteingräberei lohnend gewesen sein muß.

Recht aufschlußreich sind auch die Aufzeichnungen des Chronisten Sebastian Münster v. J. 1543 In seiner „Cosmographia“, die mir im hiesigen Archiv im Original vorlag, berichtet er über die Bernsteingräberei in Preußen und Pommern: „An andern Orten, da man auch Augstein“) auf dem Lande sucht, graben sie mit Kärsten im trockenen Sand und grüben ihn herfür. . . Und dieweil er allerlei Farben hat, wird doch keiner höher geschätzt als der Weiß, denn er hat ein Edlen geruch und ein grosse krafft in der Artzney. Darzu findet man seiner auch am aller minsten. Der Gelb ist etwas anmütiger denn der Weiß, aber nicht so krefftig. — Welcher Augstein gar durchsichtig ist, in dem findet man zu zeiten kleine Thierlein als da sind Fliegen, Schnecken, Immen oder Onmeisen, welches eine anzeigung gibt, daß der Augstein zum ersten ein flüssig Pech gewest ist. . . , denn er brennt feste. — Etliche meynen, daß Augstein sey ein gestanden Harn des Thiers, so man zu Latein Lynx³⁾ nennet, daher sie diesen Stein auch Lyncurium nennen.“

Die Wertschätzung des Bernsteins ist nun keineswegs eine Errungenschaft der Neuzeit. In meiner Museumsarbeit habe ich wiederholt in vorgeschichtlichen Grabgefäßen Bernsteinperlen (durchlochte und polierte Bernsteinstückchen) als Beigaben gefunden. — Schon die alten Ägypter, Phönizier und Griechen schätzten den Bernstein, den sie „Electron“ nannten und werteten ihn dem Golde gleich. Sie holten ihn nicht nur auf dem Seewege von den Bewohnern der Ostseeküste, nein, sie unterhielten sogar besondere Handelsstraßen, die aus dem Raum Ostpreußen — Westpreußen — Pommern ausgehend, alle über den Balkan führten, die berühmten Bernsteinstraßen des Altertums.

Bei Sebastian Münster lesen wir dann weiter: „Und das ist gar ein alter Brauch, der auf unsere Zeit kommen ist, daß man

²⁾ Augstein, auch Brennstein = frühere Bezeichnung des Bernsteins.

³⁾ Felis lynx = der Luchs.

Erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit des Vertriebenenministeriums

Bonn (hvp) Das Interesse an allen Problemen, die mit der Vertreibung und Flucht der Deutschen als Folge des Zweiten Weltkrieges zusammenhängen, zeigt — wie das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte erklärte — eine stetig steigende Tendenz. Das gilt in besonderem Maße für das ganze englischsprechende Ausland. Die Suche nach Quellen, die eine sachliche Information ermöglichen, läßt erkennen, wie sehr Wissenschaftler der verschiedensten Fachrichtung, aber auch viele Publizisten, bemüht sind, die deutsche Frage der Gegenwart und das jahrhundertlange Wirken der Deutschen im europäischen Osten und Südosten unter dem Aspekt der historischen Gerechtigkeit neu in das Geschichtsbild einzuordnen.

Eine wertvolle Grundlage solch vorurteilsloser Forschung bietet sich mit dem 1967 nach jahrelanger Vorarbeit erschienenen Handbuch „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ an, das zudem eine Lücke im ostkundlichen Schrifttum schließt. Es wurde vom Ministerium gemäß dem durch das Bundesvertriebenengesetz (§ 96) erteilten Auftrag gefördert. Förderung erfuhren auch die Arbeiten des „Forschungskreises für ost- und auslandsdeutsche Jugendarbeit“, als deren erste Frucht der Sammelband „Deutsche Jugendbewegung in Europa — Versuch einer Bilanz“ vorliegt; Monographien über die Jugendarbeit in einzelnen Vertriebsgebieten stehen vor dem Abschluß.

Die Arbeiten an den Dokumentationsreihen über Kriegsschäden, Lastenausgleich und Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen wurden fortgeführt. Die vom Ministerium herausgegebenen Monatsschriften „Fachberater für die Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten“ und „Mitteilungsblatt für die Mitglieder des Beirats für Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen“ unterrichteten einen weiten Kreis von Fachleuten über aktuelle und grundsätzliche Probleme.

Durch Gewährung von Druckkostenzuschüssen und durch Ankauf wurde auch die Erschließung von Quellen sowie die Inventarisierung von Kunstschätzen und die Archivierung von Dokumenten und Urkunden gefördert, um sie der Forschung

auch nicht jeden an den Ort kommen läßt, da man Augstein liest, damit nichts davon entwendet werde. Denn man bringt ein großen jährlichen nutz daraus. Etliche schreyben, daß man alle jar ungeferlich für 10 000 Rheinisch Gulden den Kaufleuten überantwortete. . . Man machet daraus Halskettlein, Fingerring, Menschenbildnussen, auch Pater noster Körner (= Rosenkränze, d. Verf.). Und so man ihn reibet, zeucht er klein gestüpp an.“

Manche Besitzerinnen schönen Bernsteinschmuckes schreiben diesem eine geheimnisvolle Heilkraft zu. Sie glaubten fest daran und werden böse, wenn man auch nur gelinden Zweifel hegt. Aber was ist dieser kleine, liebenswerte Aberglaube schon gegenüber dem, was uns der alter Münster von seinen Zeitgenossen berichtet. Selbst die Wunderdoktoren, die noch heute in unserer ach, so aufgeklärten Zeit, in einzelnen Gegenden unserer Bundesrepublik mit seltsamsten Heilmitteln kurieren, müßten von Neid erblassen, wenn sie lesen: „Man braucht den weißen Augstein zu Zeiten der Pestilenz, denn man macht in den Kammern ein guten Rauch davon, der wäret bis an dritten Tag. In der Artzney braucht man ihn, das Blut damit zu stellen. So man ihn geschabet trinckt, stellt er auch den unwilligen des magens. Er stellt alle Flüß, die sich ziehen in Geschwür, oder von dem Haupt in den Hals steigen, und unter dem Blatt zu Knoden sich aufbläyen. — Etliche schreiben auch davon, daß er die Schwangeren Frauen bald mache zu gebären, so man ihn ein wenig am Feuer brennet un den Weybern für die Nasen helt. — Etliche wöllen auch bei seinem Geschmack erkennen, ob ein Jungfrau verfellet sey oder nicht. So sie verfellet ist, mag sie den Harn nicht halten.“ —

Es ist nur gut, daß der Bernstein in der heutigen „Artzney“ keine Rolle mehr spielt! — Aber ein Zauber liegt doch in ihm verborgen, ein Zauber, der nicht fortzuleugnen ist, — das ist seine Schönheit! In seinem vornehmen, matten Glanz, dem sanften Farbenspiel seiner Tönung liegt eine so zarte Anmut, wie sie kaum ein anderer Schmuck aufzuweisen hat.

Und wer gar seinen Bernsteinschmuck aus der Heimat gerettet hat, den wird es bei seinem Anblick manchmal mit elementarer Gewalt überkommen. Da werden plötzlich Erinnerungen in ihm wach an schöne, unvergeßliche Tage in Zoppot, Danzig, Samland, Swinemünde, Heringsdorf oder wo es sonst war am schönen Ostseestrand. Vielleicht an jene Stunde, wo er ihn einst von liebender Hand geschenkt bekam — ?

Ja, Augstein ist ein seltsam Zaubering: der macht das Herz manchmal zugleich froh — und traurig.

zugänglich zu machen. Dies gilt sowohl für Werke, die ost- und mitteldeutsche Bau- und Kunstdenkmäler beschreiben, wie auch für Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Genealogie. Ferner wurde die Herausgabe von Publikationen über ostdeutsches Volks- und Brauchtum weitgehend unterstützt, wie auch wiederum die Zeitschriften „Schlesien“, „Sudetenland“ und „Deutsche Studien“. Das sudetendeutsche Archiv erhielt Mittel für den Ankauf von seltenen Einzelstücken sowie Lichtbilddaufnahmen aus alter und neuer Zeit.

Im Rahmen der Aufgabe, ostdeutsches Kulturgut zu sichern, wurde eine rund 4200 Negative umfassende Sammlung wertvollster Luftbildschrägaufnahmen Ostdeutschlands aus Privat-hand erworben und dem Bildarchiv des J. G. Herder-Instituts in Marburg zur Auswertung übergeben. Da die Bilddokumentation in der Öffentlichkeits- und Kulturarbeit ständig an Bedeutung gewinnt, wurden u. a. für die Farblichtbilderreihe „Ostdeutsche Landschaft im Spiegel der Kunst“ weitere Serien in Auftrag gegeben. Fertiggestellt wurden die Reihen „Böhmen“ und „Mähren/Schlesien“, die mit der neuen Reihe „Bernstein durch die Jahrhunderte“ namentlich an die Landesbildstellen sowie Kunstinstitute im In- und Ausland ausgeliefert werden.

Leserzuschriften in Sachen Brachland

Warschau (hvp) Die „Trybuna Ludu“, das Zentralorgan der Kommunistischen Partei Polens, ist dazu übergegangen, Leserzuschriften zu veröffentlichen, in denen es begrüßt wird, daß die gesetzliche Grundlage für die Enteignung verwaarloster Höfe geschaffen worden ist. In der Zuschrift eines polnischen Siedlers, der jetzt im schlesischen Kreise Sagan wohnhaft ist, heißt es, im Dorfe Linderode gäbe es viele Hofbesitzer, die ihren landwirtschaftlichen Betrieb vernachlässigten und den Boden brach liegen ließen. Es sei sehr zu bedauern, daß solche Leute in dem Dorfe wohnhaft seien. In anderen Leserzuschriften ist von „Pseudo-Landwirten“ die Rede, die nur so viel anbauten, daß sie gerade sich selbst und ihre Familien mit den wichtigsten Lebensmitteln versorgen könnten, so daß beträchtliche Teile der landwirtschaftlichen Nutzflächen nicht bestellt würden.

Großer Bericht über das heutige Barkenfelde

Man kann von der Straße essen, so sauber ist es hier — Schildberger Gutshaus soll Sanatorium werden! Die Friedhöfe sehen entsetzlich aus, auch der polnische — Es gibt wenig Schnaps. „Angesoffene Kerle“ werden von der Miliz gleich festgehalten und müssen 80 DM Strafe zahlen (500 Sloty)

Liebe Erna!

Nachdem ich wieder hier angekommen bin, will ich Dir auch über alles etwas näher schreiben. Unser liebes altes Dorf Barkenfelde sieht sehr, sehr schön aus. Sehr gepflegt und sauber. Nun weiter: Euer Haus bis zum Saal war abgebaut, ist aber schon wieder über zwei Stock hoch gebaut; es wird eine Schule, der Saal Sporthalle, der Gaststall und Schwemmins Haus ist fort, ebenso auch Bannhagels Stall ist fort. Das Haus steht auch, an der Straßenseite ist das Geschäft für Lebensmittel und der Saal, auf der Hofseite ist ein herrliches Café, am Ende, nach Grunaus Schmiede zu ist noch ein Kiosk. Aber Euer Haus wird herrlich — auch die Anlage an Blumen, die Wohnungen waren zu klein für mehrere Lehrer. Ich habe die Zeichnungen von Eurem Haus beim Direktor der Hauptschule gesehen — sehr schön.

Die Busse fahren hin und her, sehr feine Busse, alles einheitlich und Musik drin — wie unsere Fernbusse, die ins Ausland fahren. Die Schulbusse extra nur für Schüler. Die Dorfschulkinder haben einheitliche Kleidung vom Staat gegen kleines Entgelt geliefert bekommen, ich habe Bilder beim Direktor gesehen, sehr gepflegt und sauber die Kinder.

Lampes und Konitzers Häuser sind auch in Ordnung, ebenso Heislers Ernst ihres, da wohnen Lehrerinnen und Miliz drin. Stremlaus altes ist abgerissen. Hinter Heislers ist die Poliklinik, ein Prachtgebäude. Es ist ein Arzt, Zahnarzt und wohl auch eine Schwester dort, alles peinlich sauber, die Straßen — Du kannst essen drauf, so sauber! Auch an der Bärenwalder Straße stehen alle Häuser — bis auf Engfers, das voriges Jahr abgebrannt ist, ebenso Müller Leos, Schütt Johans neben Brüssau Karls ist fort, alles andre steht da und alles sehr sauber und Blumen vor der Tür. Jankes Haus ist weiß gekalkt — auch ordentlich. Wolters und Rödings ist fort. Alle andern Gehöfte stehen da, und es sind sämtliche Gehöfte bewohnt. Es gibt auch Leute, die nicht so ordentlich sind, aber die werden sehr verachtet. Auf unserm Hof wohnt auch eine ordentliche Familie. Sie ist evangelisch, er Stockpole, immer sieht alles peinlich sauber aus, aber das Haus ist von außen sehr alt; sie haben noch Land genommen und haben 2 Kühe, eine große Sterke, 11 Schweine, 25 Gänse, 40 Enten, 100 Hühner, sie haben unsre Scheune mit als Stall, den Schuppen als Futterküche, der auf dem Hof stand. Die Frau schafft bis 4 Uhr nachmittags alles allein, ihr Mann ist in Buchhof Maler. Die Frauen arbeiten sehr, die Männer haben z. T. Berufe und sind bis vier Uhr fort.

Buchhof ist ein sehr großes Gut mit 800 Milchkühen. Die Barkenfelder Ländereien von Panknin bis Poeplau und Schildberg gehören dazu. Es sind sehr feine Arbeiterhäuser von Buchhof nach Stretzin gebaut mit großen Berliner Fenstern, sie haben ihren eigenen Lebensmittel- und Textilladen. Das Schildberger Gutshaus soll Sanatorium werden.

Wer arbeitet, ist versichert und hat Recht auf Urlaub und Ferienplätze. Es sind in den Dörfern nur einzelne Bauern, keine Genossenschaften wie hier. Wir haben nur gestaunt. Wer geldlich ärmer ist, liefert Milch, sonst buttert alles selbst und verkauft die Butter, auch Eier usw. Die Milch wird bis zu Lampes gebracht, dort ist früh 7 Uhr das Auto und holt alles ab. Es sind viele Kinder, die auf Schule gehen: nach Schlochau Mittelschule, nach Konitz höhere Schule.

Der große Schuppen von Euch gegenüber der Schule ist durch den Birnenbaum so beschädigt, daß er abgerissen ist. Es war im vorigen Jahr solch sehr schweres Gewitter, da war wohl viel beschädigt. In der Kirche war ich auch, da ist noch ein Marienaltar und hinten in der Ecke bei der Kanzel der Herz-Jesu-Altar, sonst ist alles, wie es war. Der Beichtstuhl ist gleich vorn an der Tür.

Aber die Friedhöfe sehen entsetzlich aus, das Grauen kommt einem an! — Auf Arthur Nieslers Grab steht der Stein, ebenso auf Frau Priganns Schwester ihrem, aber sonst sieht man nur, daß da wohl mal Gräber waren — so Hokeln — aber der polnische Friedhof sieht genauso aus, noch doller, auf unserm blüht roter Klee, auf dem andern muß Du erst alle Brennessel und Disteln auseinander biegen, daß Du Gräber siehst, furchtbar! Grauenvoll! L. sagte, daß darauf kein Wert gelegt werde, es ist eine Reihe Blumen auf dem Grab, ringsherum nur Unrat.

Bei Frau Klara Kowallik hinterm See war ich auch, war auch in der Bärenwalder Kirche zum Gottesdienst. Frau Kowallik hat ja eine prima Wirtschaft, auch Auto! Jasters Grundstück am See ist dem Erdboden gleich gemacht. Sonst ist alles, wie es war.

Dort sind etliche verkommene Familien dabei; auf Traues ihrem Grundstück und Wegners wohnt ein Fischer; die herrlichen Schleie, das war ein Genuß. Das Bärenwalder Schloß ist Schule. Alle Patergeschichten staatlich geschlossen, es war erst Mönch-, dann Nonnenschule.

In Schlochau wird viel gebaut; unsere Kirche in Schlochau ist Klub- und Konzerthaus. Man sieht noch viel Spuren des Krieges. Die Seite, wo Fleischer Stutzke wohnte, fehlt ganz — und so anderes mehr, das alles zu schreiben, führt zu weit.

Pr. Friedland sieht entsetzlich aus, alles Spuren des Krieges. Als ich da aus dem Bus ging, wußte ich nicht, wo ich war. Ver einzelte Häuser stehen am Markt. Heppners Drogerie ist da und ein Friseur und Duskes Geschäft. Da möchte ich nicht tot liegen. An der Seite, wo die Apotheke war, steht ein Haus, eine Gaststätte, nicht sehr angenehm. Auch in Schlochau, wenn man von Konitz reinkommt, findet man sich kaum zurecht, weil zu viele Häuser fehlen.

Aufgenommen hat man uns sehr, sehr herzlich und sehr sauber war alles, alles weiß bezogen und weiß gedeckt. Wir waren auch bei Polen, die früher Ostarbeiter waren. Die wollten uns einen Zentner Bienenhonig mitgeben, aber wir hatten solche Angst, man darf alles geschenkt mitnehmen, nur alles aufschreiben! Kontrolle ist kaum, nur wenn sie vermuten, daß sie belogen werden, dann ist Ebbe! So Gott will, fahren wir auch wieder, dann ist Euer Haus fertig zum Knipsen, dann schicken wir das Bild. Auf Thiede Wilhelm seinem Hof ist auch ein Bauer, so nun weißt Du Bescheid, mußst noch fragen, wenn Du noch was wissen willst. Ritgens und Panknins Höfe sind zerstört, nur die Leutehäuser bewohnt, alles eigene Bauern. Jedenfalls uns hat es gefallen. Es ist ja so: Es gibt überall gute und schlechte Leute, so ist es auch in Polen.

Priganns Mühle ist im Gange, nur die Bäckerei ist eingegangen. Alle backen selbst.

Vor allem hat mir die Ordnung von der Miliz gefallen. Angesoffene Kerle werden gleich festgehalten, kommen in den für solche Fälle bestimmten Raum, werden ausgezogen, und die Sachen kommen in die Schnellreinigung. Danach bekommen sie ihre Sachen wieder und müssen 500 Zloty dafür bezahlen. Die sehen sich vor.

In Posen haben wir es gesehen, auch in Schneidemühl. Davon genug!

Nun zu Deinem Brief: Es ist hüben wie drüben alles teuer. Auf Kleinigkeiten sollte es wirklich mal nicht ankommen. Wir haben nichts zu verlangen, aber die Freude ist ja so groß. Ich bekomme solch kleine Invaliden-Rente, daß ich mich so freue und wenn es eine Kleinigkeit ist. Wenn Du was über hast, bitte schick es mir, auch wenn es im billigen Ausverkauf mal ne Schürze gibt — ich bin für alles dankbar, auch getragenes Zeug. Hast Du mal ein Päckchen Kakao übrig? ...

Hinterpommerns Städte besser ausgestattet als die Polens

Warschau (hvp) Ohne zu erwähnen, daß es sich um Leistungserzeugnisse der deutschen Kommunalwirtschaft handelt, wies die polnische Parteizeitung „Głos Koszalin“ darauf hin, daß die Städte in Hinterpommern — in der „Wojewodschaft“ Köslin — weit besser mit kommunalen Einrichtungen usw. versehen sind als die polnischen Städte: Selbst die Wojewodschaft Warschau schneidet demgegenüber schlecht ab. Nach dem polnischen Bericht gibt es in der „Wojewodschaft“ Köslin gegenwärtig 35 städtische Gemeinden. Nicht weniger als 25 verfügen über eine Kanalisation, 23 über eine Wasserleitung und sechs über Gasversorgung. In der Wojewodschaft Warschau haben demgegenüber von 69 Städten nur zwei eine Gasanstalt. Mit Genugtuung wird auch verzeichnet, daß nahezu jede fünfte Wohnung in den Städten Hinterpommerns ein Badezimmer aufweist und daß 70 v. H. aller Wohnungen an Wasserleitungsnetze angeschlossen sind. Heute gibt es allerdings nur noch in siebzehn ostpommerschen Städten Hotels.

Die Lage der Flatower Bauern vor 200 Jahren

Wir Menschen des 20. Jahrhunderts können es uns kaum vorstellen, daß es früher einen Bauern gegeben haben sollte, der nicht Herr und Eigentümer über Haus und Hof, lebendes und totes Inventar gewesen sein könnte. Mit Mißtrauen und tiefem Bedauern schielten wir hinüber in die SBZ mit ihren Produktionsgenossenschaften, und die Städter wissen mit dem „Grünen Plan“ und den Protesten unserer Bauern in der BRD nichts Rechtes anzufangen. Aus unserer Schulzeit aber werden Erinnerungen wach an die Zeit Martin Luthers, als die Bauern gegen die übermächtigen Grundherren aufstanden. Wir erinnern uns daran, daß unter Friedrich II. in Preußen die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben wurde, daß anfangs des 19. Jahrhunderts weitere Erleichterungen und Befreiungen von anderen Verpflichtungen erreicht wurden. Vielleicht läßt uns ein Blick in die Verhältnisse des Bauernstandes im Flatower Land, wie sie sich vor 200 Jahren darboten, einen gesicherten Standpunkt im gegenwärtigen Streit um Rechte und Freiheiten des deutschen Menschen und des deutschen Volkes gewinnen.

Während es im Deutschen Reiche seit Anbeginn freie Bauern auf eigener Scholle gab, wurden mit der Erstarkung der Grundherren im Mittelalter viele von ihnen in ein Untertanenverhältnis zu eben diesen Grundherrschaften gezwungen. Das war im ostdeutschen Siedlungsland, das unter polnischer Herrschaft stand, besonders hart ausgeprägt. Vor genau 200 Jahren mußte eine polnische Reichskonstitution die überaus drückenden Verhältnisse wenigstens dahingehend mildern, daß der Grundherr nun nicht mehr die Entscheidung über Leben und Tod seiner Bauern hatte. Wie sah es überhaupt damals mit den Bauern in unserer Heimat aus?

Grundsätzlich darf für die polnische Zeit unseres Heimatkreises (bis 1772) gesagt werden, daß der Bauer ohne jegliche staatsbürgerliche Rechte der Willkür seines Grundherrn völlig preisgegeben war. Damals gab es keinen erblichen bäuerlichen Besitz, denn alles Land gehörte einem Grundherrn, der es seinen Ackerwirten nur gegen feste Dienst- und Naturalleistungen übergab, wobei er sich das Eigentumsrecht auf Boden und Gebäude vorbehielt. Diese Ackerwirte wurden als Zins- und Scharwerksbauern bezeichnet. Nur einige Freibauern gab es daneben, die mit der Herrschaft besondere Verträge geschlossen hatten. Das waren die Freischulzen des Dorfes oder auch deutsche Siedler, die der Grundherr zur Aufwertung seines Herrschaftsbereiches aus dem deutschen Westen herbeigerufen hatte. Diese „Freimänner“ mußten aber, wenn sie ihren Besitz aufgaben, eine nicht unbeträchtliche Summe als Ablösung an die Herrschaft zahlen.

Aus der „Acta generalia“ des Kgl. Land- und Stadtgerichts zu Zempelburg des Jahres 1773 haben wir eine recht detaillierte Schilderung der Zustände in Battrow und Boeck vorliegen. Sie dürfte für das Flatower Land allgemein gültig gewesen sein. Danach hatte jeder Scharwerksbauer seine Ackerstücke, ein Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude. Die Felder, die unter Pflug gehalten wurden, hatten als Zugabe noch Wiesen, Koppeln und Gärten. Dazu trat noch die sogenannte Hofwehr, das waren Wagen Pflüge, Eggen, Spaten, Forken und anderes Gerät. Diese Gegenstände gehörten also nicht dem Bauern, sondern waren Bestand der Wirtschaft. Ging ein Inventarstück verloren oder zerbrach, so mußte der Bauer Ersatz leisten oder den Taxwert bezahlen. Weiterhin erlaubte der Grundherr, aus seinen Forsten Raff- und Lagerholz zu sammeln oder nach Anweisung durch seinen Förster Bau- und Nutzholz zu entnehmen, um die Gebäude in Ordnung zu halten.

Die Bedingungen sahen zunächst gar nicht so schlecht aus, aber nun kam das Uebel, denn für all das mußte der Scharwerksbauer harte Dienste leisten:

a) Naturalabgaben an die Grundherrschaft pro Jahr und Hufe waren 4 Hühner, 12 Eier, 1 Scheffel Hafer, 2 Gänse und in Battrow 3 Scheffel Asche. Die letzte Abgabe mag seltsam anmuten, erklärt sich aber daraus, daß der Grundherr in der Nachbarschaft eine Glasfabrik betrieb.

b) Jeder Bauer war verpflichtet, pro Woche an drei Tagen mit 2 Pferden, eigenem Geschirr und eigener Beköstigung Spanndienste zu leisten. Morgens um 7.30 Uhr mußte er auf dem von der Herrschaft bestimmten Platz sein und durfte erst nach Sonnenuntergang in sein Gehöft zurückkehren. Zu Mittag hatten Mensch und Tier 2 Stunden Ruhe.

Waren Ackerstücke umzupflügen, mußte der Bauer ein bestimmtes Stück pro Tag schaffen.

Wurde Spanndienst von dem Herrn nicht verlangt, so mußte der Bauer für jeden Tag Spanndienst zwei Tage Handdienst

verrichten. Mit Sonnenaufgang ging es zur Handarbeit, aber er brauchte diese Arbeit nicht selbst zu verrichten, er konnte dafür Söhne, Töchter, Knechte oder Mägde schicken.

c) Jeder Bauer war noch verpflichtet, überhaupt drei Handdiensttage pro Woche zu leisten, die von Knechten oder Mägden absolviert wurden.

d) Außer diesen Hand- und Spanndiensten hatte der Bauer zu Ostern und Weihnachten je ein Fuder Holz für die Herrschaft anzufahren, und die Bäuerin hatte pro Jahr vom herrschaftlichen Flachs 20 Stück Garn zu spinnen. Ferner mußte der Ackerwirt in eigener Person das Winter- und Sommergetreide auf den grundherrlichen Ländereien säen. Diese Arbeit wurde nicht auf die sonstigen Hand- und Spanndienste angerechnet. Hatte die Herrschaft Bauvorhaben zu erledigen, so mußten die Ackerwirte das Baumaterial bis zu 2 Meilen noch zusätzlich anfahren.

e) Dazu traten noch königliche und dörfliche Abgaben aller Art.

Bei dieser Belastung fragt man sich, ob der Bauer überhaupt noch in der Lage war, seinen eigenen Acker zu bestellen. Es kümmerte den Grundherrn wenig, ob er es schaffte. Durch härteste Arbeit aller Hofangehörigen mußte der Unterhalt errungen werden, mußten die Verluste an Vieh oder durch Mißernten ausgeglichen werden.

Die Lage der Bauern im Flatower Land war vor 200 Jahren so überaus drückend, daß so mancher es vorzog, bei Nacht und Nebel mit geringster persönlicher Habe einfach zu verschwinden. Vor dem Jahre 1768 mußte solch ein geplagter Bauer, wenn er dabei ergriffen wurde, seinen Freiheitsdrang oft mit dem Leben büßen.

Im Jahre 1772 kam dann ein befreiender Umschwung. Unsere Heimat kam zu Preußen, und bei der soeben geschilderten Sachlage war es verständlich, daß der Hoheitswechsel selbst von polnischen Bauern mit Zuversicht und Vertrauen begrüßt wurde.

Wolfgang Bahr

Der Lastenausgleich 1967

Bonn (hvp) Das Jahr 1967 verlief für den Lastenausgleich wechselvoll. Die finanzielle Situation war zu Jahresbeginn schwierig, entwickelte sich aber im Laufe der Zeit verhältnismäßig günstig. Die zunehmende Besserung des Kapitalmarktes ermöglichte es, den von der Bundesregierung festgelegten Rahmen für die Aufnahme von Kreditmitteln voll auszuschnöpfen. Infolgedessen konnten in der zweiten Jahreshälfte gute Fortschritte bei der **Barauszahlung der Hauptentschädigung** gemacht werden. Insgesamt beliefen sich im Jahre 1967 die **Einnahmen des Ausgleichsfonds auf 4 120 Millionen DM**, die **Ausgaben auf 3 937 Millionen DM**. (Die Unterschiede der Einnahmen und Ausgaben in den einzelnen Jahren gleichen sich durch die Übernahme der jeweils zum Jahresende vorhandenen Bestände in das folgende Jahr aus.)

Bei den **Einnahmen** erbrachten die **Lastenausgleichsabgaben 1 565 Millionen DM** (Vermögensabgabe 1 300 Millionen DM, Kreditgewinnabgabe 71 Millionen DM, Hypothekengewinnabgabe 194 Millionen DM) und die verschiedenen **Zuschüsse des Bundes und der Länder 1 349 Millionen DM**. Aus Tilgungen und Zinsen von ausgereichten Darlehen nahm der Ausgleichsfonds 626 Mill. DM und aus Veräußerungen nach dem Wertpapierbereinigungs-Schlußgesetz 65 Millionen DM ein. An Kreditmitteln wurden 500 Mill. DM zuzüglich eines Sonderbetrags von 15 Millionen DM beschafft.

Die **Ausgaben** des Ausgleichsfonds gliederten sich wie folgt: Für **Hauptentschädigung** wurden 1 206 Millionen DM kassenmäßig ausgegeben. (Die Erfüllungen an die Geschädigten lagen mit mehr als 1,6 Mrd. DM jedoch beträchtlich höher, dies beruht vor allem darauf, daß 468 Millionen DM über Spareinlagen und 243 Millionen DM durch Ausgabe von Erfüllungsschuldverschreibungen erfüllt wurden, ohne daß in diesen Fällen alsbald in entsprechender Höhe Kassenleistungen erbracht werden müssen.) Ferner wurden ausgezahlt für **Kriegsschadenrente** 1 613 Millionen DM (Unterhaltshilfe 1 299 Millionen DM, Entschädigungsrente 315 Millionen DM), **Sparerentschädigung** 208 Millionen DM, **Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau und Wohnraumhilfe** 115 Mill. DM, **Aufbaudarlehen für die Landwirtschaft** 34 Mill. DM, **Aufbaudarlehen für die gewerbliche Wirtschaft** 5 Mill. DM, **Härtefonds** 72 Mill. DM, **Hausratentschädigung** 45 Mill. DM und **sonstige Förderungsmaßnahmen** 15 Mill. DM (Ausbildungshilfe 15 Mill. DM).

Auf dem Rücken der Pferde...

Die Pferdezucht in der alten Heimat - Das Pferd, ein treuer Helfer

Ein Besuch in dem Haupt- und Landgestüt des ältesten deutschen staatlichen Pferdegestüts in Marbach an der Lauter, auf der schwäbischen Alb, einer klimatisch rauhen Hochfläche Württembergs, gab mir Veranlassung, diesen Beitrag über die Pferdezucht in unserer alten Heimat zu schreiben. Einem „Mußgroßstädter“, wie ich es geworden bin, tat es sehr wohl, nach vielen Jahren wieder richtige Stallluft zu atmen, so wie sie mir aus der schönen Vergangenheit nur zu gut bekannt ist, und dabei auch wieder in enge Berührung mit dem treuesten Helfer der Menschen zu kommen. Wenn die Begegnung auch nur kurz war, so tat es doch gut, eine altvertraute Atmosphäre um sich zu haben und sich wie daheim zu fühlen.

Nach einem solchen Besuch kann man dann befriedigt feststellen, daß die Unrast des Maschinenzeitalters, die angetan sein kann, das Gleichgewicht unserer Welt zu zerstören, in einer solchen Oase der Ruhe und Ausgeglichenheit, wie sie dieses Gestüt ausstrahlt und die eine Quelle großen Glückes ist, die uns die Natur noch an wenigen Orten zu schenken versucht, vergessen ist. Ein Aufenthalt in diesem schönen schwäbischen Tierparadies — es gibt daneben noch Rinder, Schafe und Schweine, erinnert in vielem an unsere ländliche Heimat.

Nach dem „Status quo“, Verlust der ostdeutschen Gebiete, so konnte man vernehmen, ist Marbach heute das schönste Gestüt Deutschlands. Auch ist eine solche Feststellung immer wieder nachzulesen. Damit ist aber auch gleichzeitig ein großes Lob der ostdeutschen Pferdezucht ausgesprochen worden. In diesem Zusammenhang denkt man wohl in erster Linie an das weltbekannte Trakehner Gestüt und an das dort gezüchtete Trakehner Vollblutpferd, das in der östlichsten Provinz unseres Vaterlandes, in Ostpreußen, seine Heimat hatte. Die eingebrannte Elchschaukel auf der rechten Hinterhand des Pferdes war das sichtbare Zeichen der Zuchttrichtung und ist es auch heute noch in der neuen Heimat geblieben.

Es ist einer Überlegung wert, festzustellen, welche Bedeutung für uns und für die Pferdezucht überhaupt dieses Gestüt im Laufe der Zeit gehabt hat und wie sich auch heute noch die züchterische Arbeit der vergangenen Jahrzehnte segensreich in unseren Landen auswirkt. Wir alle wissen, daß in den letzten Kriegstagen, in den Wirren der Flucht und Vertreibung, wertvolles Zuchtmaterial in bescheidenem Umfang aus dem deutschen Osten gerettet werden konnte. Seit Jahren ist man nun wieder in der glücklichen Lage, die Zuchtarbeit dort fortführen zu können, wo man zwangsweise aufhören mußte, auch wenn es gelegentlich an den notwendigen finanziellen Mitteln fehlte und fehlt, um schneller aufbauen zu können. Freunde und Gönner der ostpreußischen Pferdezucht haben manches persönliche Opfer auf sich genommen, um zur Erhaltung auch dieses Kulturgutes beizutragen; der Einsatz hat sich bisher bestimmt gelohnt.

Wir sollten einmal überlegen, welche Bedeutung für uns und unsere alte und neue Heimat das Pferd hatte! Viele Waren und Güter, Erzeugnisse aus allen Landen mußten früher mit Pferd und Wagen auf uralten Handelswegen, quer durch Europa, von Spanien bis zu den baltischen Staaten und vom Schwarzen Meer bis an die Westgrenzen des Kontinents, befördert werden. Bepannte Postwagen und kühne Reiter dienten der Nachrichtenübermittlung. Ein alter Postweg berührte auch unseren Kreis Schlochau mit der Reichsstraße 1. Sie hiermit in die Erinnerung einzuflechten, wird sicher angebracht sein. Es ist wert, festzuhalten, daß selbst in jüngster Zeit, als motorisierte Verkehrsmittel durch Witterungseinflüsse oder andere Umstände ausfielen, der Einsatz von Pferden als Ausweg diente.

*

Wer kann den Beitrag je ermessen, der durch den Einsatz von Pferden beim Bau unserer Städte und Dörfer geleistet worden ist! Der schwerste und vielfach wohl letzte Dienst der Pferde unserer alten Heimat war wohl der, viele auf dem Fluchtwege zu begleiten und unter oft unsagbaren Bedingungen sich und die letzten Habseligkeiten zu retten. Hier ein Wort des Dankes zu sagen, scheint angebracht an den Schöpfer und seine Kreatur.

Wenn wir uns die Frage stellen, welches Pferd nun in unserer engeren Heimat gehalten wurde und welchem der Vorzug galt, so können wir vielleicht sagen: der Kreuzung zwischen dem Trakehner- und Hannoveraner Pferd. Das Trakehner Pferd lieferte bekanntlich auch bei uns die beste Zuchtbasis, hervorgegangen aus einer Kreuzung mit dem Araberpferd, das in sich das Urbild eines Pferdes vereinigt: Schönheit, Kraft, Ausdauer und guten Charakter; liegt doch die Bedeutung der „Araber“ in der Blutauffrischung aller Pferderassen. Durch schärfste Aus-

lese und mit dem Züchterwillen von Generationen und dem Festhalten am richtig erkannten Ziel wurde mit dem Trakehner und dessen Abarten ein Bauernpferd im besten Sinne gezüchtet. Sicher legte man auch bei uns großen Wert auf gute Leistungen. Vielen Bewohnern unserer Kreise werden die Standorte



Zwei Stuten auf der Weide in Barkenfelde. Foto: Georg Ritgen

der Haupt- und Landbeschäler nicht unbekannt sein. So hatten wir, um aus meiner engeren Heimat zu berichten, solche in Darnitz und Linde. Hierher kamen die Landwirte aus der näheren und weiteren Umgebung mit ihren Stuten, um sie den Hengsten zuzuführen. Wenn in unserer Heimat auch nicht die gleichen Voraussetzungen für die Pferdezucht gegeben waren, wie sie auf den saftigen und mit eiweisreichen Gräsern bewachsenen Weiden Ostpreußens bestanden, so entsprach doch die Qualität der heimischen Züchtung durchaus den Erwartungen.

Pferde kosteten schon zu allen Zeiten viel Geld, darum war die Aufzucht und der Verkauf von Fohlen ein durchaus rentabler Nebenerwerb für manchen bäuerlichen Betrieb. Nicht nur auf den Viehmärkten war ein Angebot von Pferden aller Altersklassen aufzuweisen. Interessanter noch waren die Stutenschauen und die Vorführungen von Hengsten. Wer an einer solchen Schau teilgenommen hat und sich von der ausgezeichneten Qualität der Pferde überzeugen ließ, hatte fürwahr eine Schau, deren Besuch sich lohnte. Daß in der Vergangenheit und zwar zu allen Zeiten das Militär leistungsfähige Pferde suchte, wissen die Älteren unter uns. Vielleicht ist noch mancher Leser unter uns, der als Landwirt zu gewiß nicht schlechten Preisen Jungtiere und Pferde im besten Alter an das Militär abgegeben hat.

*

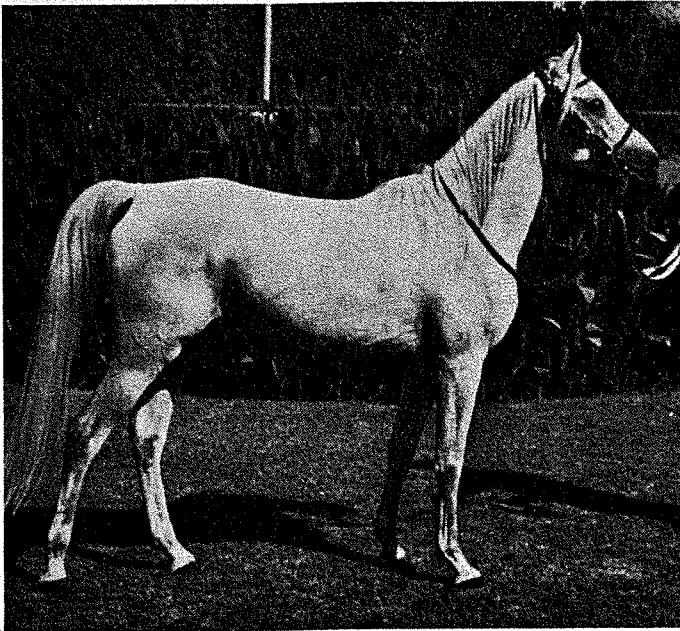
Die naturgegebenen Bedingungen anderer Landesteile, die Aufzucht der Jungtiere im Freien, auf der Weide, in den sogenannten Koppeln vorzunehmen, boten gegenüber der Aufzucht im Stall manche Vorteile, wenn man von der kalten Jahreszeit einmal absieht. In der „Kinderstube“ des jungen Pferdes sind süße Muttermilch, später auch Kuhmilch und selige Ruhe auf dem grünen Rasen möglichst ein Spiel mit gleichaltrigen Gefährten die besten Voraussetzungen, um Herz, Lunge, Bänder, Knochen und Sehnen zu stärken. Die Aufzucht im Freien bietet dazu die natürlichen Voraussetzungen; sie wurde auch in unserer Heimat nach Möglichkeit durchgeführt. Viele bäuerliche Betriebe zogen sich ihren Pferdenachwuchs selber auf.

Mit fünf Monaten ist ein Füllen soweit, daß es von der Mutter getrennt werden kann, aber erst mit drei Jahren wird man sehr oft erst entscheiden, ob es zur weiteren Zucht Verwendung finden kann und auch zu dienstbaren Arbeiten herangezogen werden darf. Die Anforderungen an das Pferd, wie sie bei uns angezeigt waren, bestanden in guter Gesundheit, Fruchtbarkeit — vornehmlich bei weiblichen Tieren —, guter Futtermittelverwertung, Härte und Ausdauer. Als Zuggpferd sollte es in der Anspannung, besonders bei der Pflugarbeit, robust und ausdauernd sein. Gutes Gangvermögen zeichnet das Trakehner Pferd aus, es war somit auch bei uns als Wagenpferd beliebt und willkommen, zumal viele Wegstrecken mit dem Kutschwagen zurückgelegt werden mußten. Manches Pferd zeichnete sich noch durch besondere Intelligenz aus, was sicher zu einer noch besseren Beurteilung und preislichen Bewertung beitrug.

In München fand im Monat Juni die 50. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft statt. In früheren Zeiten waren auch Züchter aus unserer grenzmärkischen Heimat bei

solchen Ausstellungen vertreten. Jetzt, war nur das Pferd der Heimat, das Trakehner Pferd, wieder mit mehreren Füchsen dabei. Hier war die Ausstellung besonders durch den Verband württembergischer Pferdezüchter besichtigt, die besonders Nachzucht von Beschälern des Trakehner Blutes aufwies.

Sehr dankbar war man zu jener Zeit, daß außerdem der Staat das weitgespannte und kostspielige Ausleseverfahren vornehmlich den Gestüten übertragen hatte. Das ist auch heute noch so, denn der Tierhalter und der Bauer können von sich aus große züchterische Aufgaben wohl sehr selten übernehmen. Vielleicht



Araberhengst aus dem Gestüt Marbach

— so war es jedenfalls bei uns daheim — war diese schöne und kostspielige Aufgabe nur wenigen landwirtschaftlichen Großbetrieben vorbehalten. Darum waren die Deckstationen eine nicht hoch genug zu bewertende züchterische Einrichtung. Wie schon erwähnt, brauchte man bei uns das Pferd vornehmlich in der Landwirtschaft. Die gewerbliche Wirtschaft oder gar sportliche Einrichtungen, die auf Pferde angewiesen waren, hatten nur eine untergeordnete Bedeutung. Sicher gab es auch bei uns das Brauereigespann, das den Bierwagen, hochbeladen mit Fässern durch die Straßen unserer Orte zog und bei seinem Erscheinen alle in helle Begeisterung versetzte.

Auch als bereits der Ackerschlepper das Pferd zu verdrängen suchte, blieb das Pferd für den Bauern noch ein hochgeschätzter Helfer, und wenn nach und nach auch bei uns daheim das Pferd zum Reiten und zum Sport für Stunden der Erholung und Entspannung benutzt wurde, so gab es dabei eine recht gute Einstellung zum Pferd als einem guten Kameraden. Nicht umsonst entnimmt man dem Zitat, daß „das größte Glück der Erde auf dem Rücken unserer Pferde“ liege.

Reiter und Pferd, beide findet man auch heute wieder, auch wenn sie seltener geworden sind, vielleicht in einer Großstadt noch mehr als auf dem flachen Lande, wenn ich an die Reitervereine denke, die z. B. in Stuttgart und Umgebung sich größter Beliebtheit erfreuen, und wenn ich höre, daß die Reit- und Fahrschule im besagten Gestüt Marbach schon für Jahre ausgebucht ist. Diese Ausbildungen sind gewiß auch für das Turnieren notwendig und nicht ungerne nimmt man die Übertragungen und Aufzeichnungen in Rundfunk und Fernsehen entgegen, wenn pferdesportliche Wettkämpfe auf dem Programm stehen.

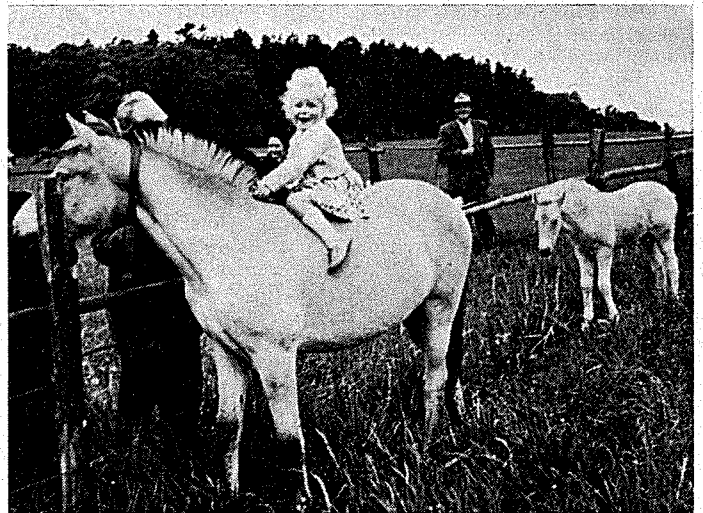
Reiter und Pferde stehen in direkter Beziehung zu unserem ostdeutschen Ordensland, denn sie und der Deutsche Ritterorden haben wesentlich dazu beigetragen, daß unsere Heimat zu einer Kornkammer, zu einem Land mit hoher Kultur wurde. Wenn sie heute durch menschliches Versagen und Unzulänglichkeiten, vielleicht auch noch durch finanzielle Schwächen in der Wirtschaft, noch nicht wieder das geworden ist, was sie einmal war, so berührt uns das zutiefst.

Auch wir kannten Reiter und Pferd, diese harmonische und glückliche Verbindung in edlem sportlichen Wettkampf. Wie oft haben nicht auch bei uns Wettkämpfe dieser Art auf dem grünen Rasen im Parcours stattgefunden. Mir sind solche bekannt und mancher auch Nicht-Schlochauer wird sich gern an

solche Begegnungen erinnern, die in den Mauern der Stadt ausgetragen wurden. Auch damals gab es begeisterte Aktive und Zuschauer, die guten Leistungen viel Beifall spendeten. Nicht zuletzt freuten sich auch die Geschäftsleute über solche sportlichen Auseinandersetzungen, denn Reiterstage waren Herrentage und lieben auch klingende Münze in den Kasten springen.

Mensch und Tier, Pferd und Wagen! Wieviel persönliche Erinnerungen sind nicht mit der schönen Vergangenheit verknüpft? Die angestammte Verbundenheit mit dem Pferde in Stadt und Land blüht gottlob wieder auf. Sie war in früheren Zeiten gewiß größer als heute, doch war oft mit dem Pferde die eigene Existenz und der Wohlstand verbunden. — Das Pferd stellt heute noch einen großen wirtschaftlichen Faktor dar. Es sicherte in den vergangenen Jahrhunderten der Landwirtschaft ihre Existenz und sicherte weiten Bevölkerungskreisen die Ernährung. War es daher verwunderlich, daß alle Sorge erst dem Tier, in erster Linie dem Pferd, galt? „Erst das Pferd und dann der Mann“, so kannte man es schon vom Militärdienst. Wir wollen hier der Verwendung des Pferdes für militärische Zwecke keinen weiteren Raum geben, doch wäre darüber vieles zu schreiben. Immerhin weist der eben zitierte Satz unzweifelhaft auf die Bedeutung des Pferdes in der Kriegsführung der Vergangenheit hin.

In unserer technisierten Zeit hat man oftmals schon vergessen, daß ein Pferd mehr ist als nur 1 PS, eine Zahl, die man oft recht geringschätzig nennt im Vergleich zu den PS-Zahlen der Kraftfahrzeuge. Ein Pferd ist auch heute für jeden Tierliebhaber unendlich mehr als technisch ausgedrückt 1 PS. Für uns war es in seinen Ansprüchen doch immer ein recht bescheidener Arbeitskamerad, sowohl in guten wie in schlechten Zeiten und ein Lebewesen, das zur Familie gehörte. Ihm galt unsere ganze Liebe und Treue, zu der echtes Bauerntum fähig ist. Mit dem Pferd sind Generationen von Bauerngeschlechtern hochgewachsen und Arbeit, Spiel und Liebe zur Natur, besonders der Landmenschen, ging oft von der Einstellung zum Pferde aus.



Fyordstute mit Fohlen auf der Koppel des Hofes Ritgen in Morbach. Hoch „zu Roß“ Enkelkind Gabriele Ritgen

Heute „renaissantiert“ oft diese Einstellung, sichtbar in der Hochzeitskutsche vergangener Tage, sie ist wieder Mode, auch die Fahrt mit dem Kutschwagen. Das Pferd ist ein Kulturerbe, es läßt sich nicht am Band züchten. Wir werden es auch in der Zukunft benötigen. Hoffentlich erleben wir keine Krisenzeiten, wir alle haben sie zur Genüge kennengelernt. Wir wünschen uns eine Sicherung unserer Existenz in unserem Lebensraum, in dem auch das Pferd seinen ihm gebührenden Platz einnehmen kann.

„Das Pferd ist neben dem Menschen das herrlichste Geschöpf. Es besteht aus Herz, Hirn, Nerven, Fleisch und Blut — wie Du. Wisse und bedenke es!“

Hans Mausolf

Beratung in allen Versicherungsfragen

Viktoria-Versicherung

Geschäftsstelle BONN

Bonnigasse 10 — Telefon: 3 81 75 und 5 30 75

Geschichte der Stadt Baldenburg in den letzten 80 Jahren

(3)

Die Stübbelmacher

Die Stübbelmacher saßen nicht auf Schusterschemeln, sondern im Reitsitz auf der Böttcherbank. Die niedrige Bank hatte vor dem Sitz einen hölzernen Würfel von etwa zwanzig Zentimeter Kantenlänge; vor dem Klotz war in der Bank ein Schlitz, in dem ein Hebelbrett von etwa einem Meter Länge an einem Zapfen drehbar steckte. Am oberen Ende des Hebels war ein Klotz gleicher Größe befestigt, am unteren, dem Fußende, ein Trittbrett. Drückte der im Reitsitz Werkende dieses Trittbrett nach vorn, so senkte sich der Klotz am oberen Ende auf den unteren und hielt das dazwischen gelegte Stabholz fest geklemmt. Um eine glatte Rundung des Holzgefäßes zu erzielen, mußten ja Innen- und Außenseite der Stäbe etwas konkav und konvex geschnitten werden. Es wurden dabei hergestellt: Eimer verschiedener Größen, kleinere Eimer ohne Bügel mit einem über den oberen Rand hinaus verlängerten Stab als Handgriff, eben die Stübbel; ferner fertigte man Butterfässer, runde und ovale Wannen jeder Größe, Waschkübel, Fleischfässer und anderes mehr.

Zum Stadtbild Baldenburgs gehörten die vier bis fünf Meter hohen, pyramidenähnlich aufgestapelten Stabhölzer; sie waren dem ortsfremden Betrachter nicht nur seltsame Figuren, sondern auch die Nase bekam etwas von dem würzigen Kieferngeruch mit. In der Baldenburger Lichtbildreihe befinden sich einige Farbaufnahmen, die eine Berlinerin vom Stapelhof des Böttchermeisters Fritz Wilke am Eingang zur Promenade in der Bublitzer Straße in Baldenburg gemacht hatte. Bei der Vorführung dieser Bilder haben mich öfter einige Landsleute gefragt: „Was sind das, die hohen gelben Gestelle?“

Auch die Kleinböttcher waren Marktfahrer, weil sie mehr herstellten, als der Ort und die nähere Umgebung benötigte. Bis zur Jahrhundertwende gab es in Baldenburg sechs Böttchermeister mit eigenen Werkstätten; nachdem die Besitzer der beiden ältesten, die Brüder Ochsenwald, verstorben waren, gingen ihre Werkstätten ein. So nach und nach verdrängten die Industriewaren wie Zink- und Emailleimer und Wannen, Schüsseln, Kannen und andere Gefäße die hölzernen Handwerkszeugnisse. Diese Gefäße wurden deshalb bevorzugt, weil sie nicht so schwer waren, nicht eintrockneten und im Preise niedriger lagen. Ihre Haltbarkeit war freilich geringer, aber sie waren auch leichter zu reinigen.

Bis zur Vertreibung gab es in Baldenburg noch zwei Kleinböttchereien, die ihre traditionsbewußte Kundschaft, die von hölzernen Brunneneimern, Waschwannen und Butterfässern nicht abging, auf den Dörfern hatten. Für die Pökelei war das Fleischfaß noch immer unentbehrlich. Wohl hatte das Marktfahren aufgehört, dafür besaßen die Böttcher nun ständige private und Geschäftskunden in den Nachbarstädten.

Die Großböttchereien in Baldenburg — bis kurz vor 1900 noch vier Betriebe — hatten sich auf zwei vermindert, ein Betrieb war eingegangen, ein anderer hatte seine Werkstatt in die Nachbarstadt Bublitz verlegt. Bis zur Einführung des elektrischen Stromes im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts arbeiteten alle ohne Maschinen. Sie stellten Brennerei- und Brauereiböttiche, Schlempe- und Jauchefässer, Schnaps- und Bierlagerfässer wie auch Transportfässer her. Das Faß war eigentlich eine geniale Erfindung. Ohne geleimt, geschraubt oder genagelt zu sein, in älterer Zeit nur von Holzreifen umgeben, war es — solange es nicht ungefüllt eintrocknete — äußerst haltbar, durch das Rollen leicht zu transportieren und in jeder Lage stabil. Die kräftigen Bierfässer mit ihrem Inhalt bis zu einhundert Litern ließen die Bierfahrer von ihren hohen Wagen gut einen Meter tief auf den Boden fallen; es schadete dem Fasse nichts, wenn es einmal auf das harte Pflaster fiel. Immerhin waren Gewichte bis zu 250 Pfund nicht selten. Stellte man dieses Gewicht auf eine Fläche von Nadelkopfgroße, so waren die Fässer trotzdem jederzeit dicht und stabil. Heute gibt es diese Fässer kaum mehr; aber es ist ein Beweis für ihre Raumstabilität und Gebrauchsfähigkeit, daß auch die neuen Metallfässer genau die Form der alten Holzfässer besitzen. Hierzu eine kleine Rätselfrage: schwimmt ein volles Holzbierfaß oder aber geht es unter?

Während die Kleinböttcher Kiefernholz verarbeiteten, konnten die Großböttchereien nur bestes Eichenholz verwenden. Weil dasselbe aber nicht ausreichend in den Nachbarforsten vorhanden war, suchten die Böttcher selbst in den großen pommerschen Wäldern des Kösliner Bezirks gute, schiere Eichen und schlugen sie im Einverständnis mit den Forstbehörden selbst; dabei kampierten die Böttcher wochenlang im Walde. Nach dem ersten Weltkrieg jedoch wurde das gute Eichenholz von den Forstämtern geliefert. In passende Längen geschnitten, wurde es mit

starken Haumessern und dem Schlegel gespalten und zur Trocknung einige Jahre gelagert. Kam das Holz dann nach der Lagerzeit zur Verarbeitung, so wurden die künftigen Faßstäbe auf Länge und Breite vorgearbeitet, dann zum Zwecke der Faßrundung gekocht und im Biegeapparat leicht gebogen. War dieses geschehen, so wurde das Holz abermals zum Trocknen gelagert. Dann wurde das Rohfaß ohne Boden und mit Behelfsreifen vorbereitet. Vor der Fertigstellung wurde die Bodennut geschnitten, getrockneter Kalmus in diese eingelegt und der Faßstab gehobelt und geglättet. Bis in die Jahre 1904 bis 1906 ungefähr hinein war alles saubere Handarbeit, wobei trotz der geringen Löhne die Rentabilität ungenügend war. Es wurde daher sofort nach Einführung der Elektrizität in Baldenburg von den Gebrüdern Dahms die neue elektrische Kraft benutzt.

Als im Laufe der Zeit die Großgefäße wie Bottiche, Lagerfässer, Schlempe- und Jauchefässer zunehmend durch Eisenfässer ersetzt wurden, blieb nur der Bedarf an Bier- und Schnapstransportfässern den Großböttchern vorbehalten. Dadurch wäre auch der einzige noch bestehende und kaum mehr konkurrenzfähige Betrieb der Gebrüder Dahms mit Beendigung des 1. Weltkrieges eingegangen, wenn nicht der jüngere der beiden, Hermann Dahms, auf einer langen Handwerksgesellenwanderung, die ihn bis nach Oberitalien führte, soviel Erfahrung in Küferei- und Böttchereibetrieben des Weinbaues und der Brauereien gesammelt hätte, daß er, von seinem Bruder sich trennend, einen modernen Großböttchereibetrieb einrichten konnte. In einer neuzeitlich eingerichteten Fabrikhalle stellte er die neuesten Böttchereimaschinen auf und konnte dadurch die Herstellungskosten wesentlich senken. Der ältere Bruder griff die Neuerungen nur zögernd auf. Es schien sich aber nicht zu lohnen, denn die einst väterliche Werkstatanlage war hoffnungslos verbaut und unrationell geworden; zählte man doch auf dem Areal der Böttcherei 28 verschiedene Dächer der verstreut liegenden Gebäude. Aber trotz aller modernen Maschinen blieb die Großböttcherei in Baldenburg ein schweres Geschäft, weil die Konkurrenz in den Industriegegenden groß war und bei ihr keine hohen Frachten den Gewinn minderten.

Seit dem Jahre 1920 etwa wurden Brauereiböttiche und Lagerfässer als Stahlgefäße fest eingebaut. Während früher die Bottiche alljährlich lackiert und die Lagerfässer neu gepicht (mit Pech ausgeschmiert) werden mußten, war nun allein das Aus- und wieder Einkellern eine schwierige und gefährliche Arbeit. In der Dortmunder Löwenbrauerei zum Beispiel, in welcher ich zwei Jahre arbeitete, gab es Lagerfässer mit 60 Hektoliter Inhalt (6000 Liter). Zur Reinigung hereingekrochen, konnte man das Spundloch nicht erreichen und brauchte ein breites Brett als Arbeitsbühne. Diese Fässer mögen leer zwanzig bis fünf- und zwanzig Zentner gewogen haben; im „Sattel“ zwischen und auf zwei unteren Lagerfässern wurde auf diese ein Lagerfaß mit etwa vierzig Hektoliter Fassungsvermögen gestellt; auch für dieses „Sattelfaß“ eine staunenswerte Stabilität, denn der Inhalt desselben, ca. achtzig Zentner Bier mit dem Faßgewicht von etwa 15 Zentnern, ruhte auf vier Klötzen, von denen jeder nicht größer als eine Männerhand auf den beiden Unterfässern ruhte.

Wenn nun auch für das Großgefäß keine Nachfrage mehr war, so war doch immer noch Bedarf an hölzernen Biertransportfässern und Schnapsfässern. Als aber nach dem 2. Weltkrieg die Reifung der klaren Schnäpse und des Weinbrands anstatt durch lange Lagerung in neuen Eichenfässern — bei der sie teilweise und erwünscht etwas vom herben Aroma des Eichenholzes annahmen — die schnelle Kunstreifung durch Ultraschall eingeführt wurde, lagern die „alten Spirituosen“ nur noch kurz in großen Stahlzylindern ab und statt der Zeit verhilft aufwendige Reklame zum „alten Geschmack“. Nur noch original französische Cognacs und schottischer Whisky reifen dem Verbrauch in neuen Holzfässern entgegen. Der allseits beliebte Hermann Dahms in Baldenburg versuchte stets, seinen Betrieb auf der Höhe der Zeit zu halten. Dazu gehörte natürlich, daß er junge, tüchtige Böttchergesellen mit auswärtiger Lehre und Gesellenzeit einstellte. Einer von ihnen, Landsmann Paul Herbig, hatte es nach der Vertreibung geschafft, in der Schnapsstadt Flensburg einen gutgehenden Böttchereibetrieb aufzuziehen. Vor zwei Jahren sagte er zu mir, daß er mangels genügender Nachfrage seine Fertigung umgestellt habe auf böttchermäßig hergestellte Ziergefäße für den Haushalt und das Gaststättengewerbe (man sieht sie in den Restaurants als saubere, schön lackierte Zapfsäulen und anderes mehr). So ist nun aus der edlen Böttcherkunst ein Kunsthandwerk geworden. Möge wenigstens dieses dem deutschen Handwerk noch lange erhalten bleiben.

G. D.

(Fortsetzung: Die Baldenburger Mühlen)



Herrenhäuser im Kreise Schlochau: Das Herrenhaus des Rittergutes Gegendfeld. Vor dem Eingang ein Schilderhaus.

Eine Schulkasse hatte kein Geld für eine neue Fahne

Es war 1927 oder 1928. Am Tage der Geburt der Weimarer Verfassung, das war in jedem Jahre der 11. August, mußten auch die Schulen wie alle öffentlichen Gebäude die schwarz-rot-goldene Fahne hissen. Das war in Deutsch Fier bis da noch nicht geschehen, aus dem einfachen Grunde, die Schule besaß eine solche Fahne nicht, es war nur die alte schwarz-weiß-rote vorhanden, die nicht mehr gezeigt werden durfte. An einem solchen 11. August in einem der beiden oben genannten Jahre unternahm der damalige Schulrat Conrad und der Landrat in Flatow eine Fahrt durch die Dörfer des Kreises, um sich zu vergewissern, ob die Schulen auch wirklich alle geflaggt hätten. Sie stellten fest, daß einige Schulen, darunter auch Deutsch Fier, das nicht getan hatten. Bei einzelnen Schulleitern war es so, daß sie es „vergessen“ hatten, andere waren nicht zu Hause, weil noch Ferien waren. Die Sommerferien auf dem Lande richteten sich ja nach der Getreideernte. Ich bekam vom Schulrat die Anfrage, warum ich nicht geflaggt hätte. Die Antwort lautete: die Schule besitze keine schwarz-rot-goldene Fahne, eine Beflagung der Schule habe daher nicht erfolgen können. Nun wurde ich aufgefordert, den Schulvorstand zur Beschaffung der Fahne anzuhaltend. Das tat ich auch. Das Ergebnis: für solch eine Fahne gäbe man von der Schulkasse auch nicht einen Pfennig her. Die Bevölkerung von Deutsch Fier war deutschnational eingestellt und konnte sich noch immer nicht mit der Republik abfinden. Trotzdem ich die drei Herren — das waren Bürgermeister Gustav Baumgart und die Bauern Ernst Neumann und Theodor Wojahn — darauf aufmerksam machte, daß ich als Beamter auf die Verfassung vereidigt sei und man mir Schwierigkeiten bereiten könne, wenn ich die Ablehnung des Schulvorstandes hinnehmen würde, blieben sie bei ihrer Ablehnung. Ich mußte also versuchen, ohne besondere Geldausgaben zu einer Fahne zu kommen. Im Handarbeitsunterricht wurden die drei Streifen der alten Fahne auseinandergelassen, der weiße Streifen bekam durch Färben ein goldgelbes Aussehen, und jetzt konnten alle drei Streifen, nun aber in anderer Reihenfolge, zu der schwarz-rot-goldenen Fahne zusammengenäht werden. Der Beutel Farbstoff hatte nur wenige Pfennige gekostet. Andere Zeiten, andere Lieder, andere Zeiten, andere Fahnen! Ja, so kann man es wohl sagen, denn 1933 war es auch mit dieser Fahne vorbei, sie wurde im Frühjahr 1933 öffentlich verbrannt. Bei der Beschaffung der Hakenkreuzfahne für die Schule gab es keine Schwierigkeiten, auch dann nicht, als dazu noch eine schwarz-weiß-rote und eine schwarz-weiße beschafft werden mußten.

Hätten nach 1945 die Mädchen im Handarbeitsunterricht nun nicht wieder aus den Streifen der 1933 beschafften Fahnen die von ihren Eltern nicht gewollte schwarz-rot-goldene Fahne nähen müssen?

So manchem Mädchen der Handarbeitsstunden der zwanziger Jahre, das diesen kleinen Bericht lesen wird, wird ungewollt ein leichtes Lächeln über das Gesicht huschen, und es wird gewiß denken: Schön war es damals doch in unserm Heimatdörfchen Deutsch Fier, auch wenn man kein Geld für eine Fahne übrig hatte, was kümmerte uns damals schon diese Fahngeschichte!

P. Drescher

Eine schöne Geschichte

Es war kurz vor dem ersten Weltkrieg. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hatte ihre große Wanderausstellung in Hannover, zu der auch der Kaiser gekommen war. Dessen Uniform allein konnte schon das Herz eines Zwölfjährigen begeistern. Schon deshalb mußte man Hurra schreien. Und was alles gab es zu sehen an Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen und Kleinviehzeug! An Maschinen und an allen möglichen Kolonialprodukten, die ja aus deutschen Kolonien hierher geschafft waren. Richtige waschechte Eingeborene konnte man bewundern... aber das Schönste waren doch zweifellos die angekündigten „militärischen“ Vorführungen. Die Braunschweiger Husaren und natürlich die Hannoverschen Königsulanen, Kürassiere und Dragoner, Goslarer Jäger... alle in ihren bunten Vorkriegs-Uniformen würden Reiter-Vorführungen zeigen, die Feldartillerie würde mit Protzen und Geschützen mit wer weiß wievielen Pferden in Schritt und Trab und Galopp Staub aufwirbeln! Ach und was war da für ein Andrang, dazu die Tribünenkarten zu bekommen. Eine dichte Bretterwand sperrte die Aussicht für evtl. neugierige Zaungäste.

Als kräftiger, sportlich veranlagter, gewandter Junge war ich von allen möglichen Bekannten ausersehen und für geeignet befunden, mich in das Gewühl zu stürzen und zu drängeln, um die Billets zu besorgen. Mir würde die Hitze ja doch nichts ausmachen.

Todesmutig schob ich mich denn auch in die vor den Kartenverkaufsstellen sich drängelnde Menschenherde. Für viele Erwachsene sollte ich die Karten besorgen und hatte das Geld dafür bekommen. Da fühlte ich mich natürlich auch verantwortlich, an die Schalter vorzudringen und mich nicht zurückdrängen zu lassen. Das kam gar nicht in Frage, und wenn ich in der Schlacht auch noch so hoch gehoben und geschoben und gedrückt wurde... Die blauen Flecken würden schon wieder vergehen. Aber ach, an eins hatte ich dabei nicht rechtzeitig gedacht... an die Pralinen.

Die gute Firma Sprengel, Hannover, hatte natürlich auch ihren Stand auf der Ausstellung, einen wunderschönen, für meinen „Geschmack“ besonders eindrucksvollen Stand, an dem in U-Form ein schmaler Gang an Tischen und Fässern vorbeiführte, auf und in denen viele Herrlichkeiten ausgestellt waren. Der Clou, der Schlager, waren zweifellos die Riesenmengen schönster Praliné-Sorten „India“ oder wie sie alle hießen, von denen man als Kostproben einzelne mitnehmen durfte. Darauf hatte mich eine Metzgerfrau aufmerksam gemacht, die schon einige Male sich durch die Enge gewagt hatte, aber nun nicht mehr auffallen wollte. Und dann war eine zweite dazu gekommen mit dem Wunsch und Auftrag an mich, einige Male für sie da durchzugehen und für sie Pralinen und Schokolade und Nougat — natürlich „nur“ als Kostproben zu holen. Ihr Sonnenschirm, den sie mithatte, den sie als Tasche benutzt hatte — immer von oben hinein (!) — war wahrscheinlich schon voll; es war nicht etwa ein für diesen Zweck völlig ungeeigneter „Knirps“, der wurde zu ihrem Glück erst später erfunden. Sie genierte sich — mit Recht — nochmals durch die hohle aber süße Gasse zu gehen!

Wo aber in aller Welt sollte ich mit den Schokolade-Erzeugnissen, mit Likörbohnen, Marzipan und Nougat usw. bleiben? Ich hatte einen neuen Kieler Anzug — Hose und Bluse — an! Wenn der Kaiser kommt, mußte man ja auch entsprechend angezogen sein. In die Hosentaschen ging nicht viel — aber in die Bluse — immer von oben! Dahinein gingen viele Pralinen. Die meisten waren ja auch in buntes Papier gewickelt.

Mittlerweile hatte sich diese großzügige „Kostproben“-Möglichkeit der Firma Sprengel herumgesprochen — und es war auch an diesem Stand ein ziemliches Gedränge entstanden, so daß ich meine Metzgerfrau nicht wiederfand. In Erinnerung an meinen Auftrag, die Karten für die Parade zu besorgen, hatte ich mich erst zu den Verkaufsschaltern für die Eintrittskarten begeben.

Ja, und nun klebte ich da — im wahrsten Sinne des Wortes — im Gedränge. Nichts für ungut — aber das war ekelhaft!

Immerhin, ich bekam meine Karten. Und wir sahen die eindrucksvollen Vorführungen. Die Metzgerfrau verzichtete nachher auf meine Pralinen. Viel Genuß hatte auch ich nicht von meiner klebrigen „Leibbinde“. Ja, wenn das Papier nicht dazwischen gewesen wäre —! Es ist schwer, sowas aus zermantstem Schokoladenmus herauszubekommen!

Meine Mutter meinte abends, als sie meine Bluse wiedersah: „Na, das ist ja eine schöne Geschichte!“

P. S. „Ariel“, das neue Einweichmittel, gab es damals noch nicht!

Georg Ritgen

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Die Wilderer vom Wonzower Wald (4)

Aufgezeichnet nach einer wahren Begebenheit von W. Calließ

Der dritte Teil unseres Tatsachenberichtes schloß: Mit einem Sprung war er auf dem Rade und fuhr, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, in entgegengesetzter Richtung davon.

„Emma, gehen Sie doch mal nach draußen und stellen Sie fest, ob vom Hegemeister noch nichts zu sehen ist, wir wollen endlich Kaffee trinken“, sagte Frau Sommerfeld in der Küche. Nachdem das Mädchen herausgegangen war, kam sie wieder und berichtete, daß vom Hegemeister nichts zu sehen sei. Mittlerweile war es zehn Uhr geworden, als Frau Sommerfeld den Kutscher Franz beauftragte, ihrem Mann mit dem Fahrrad entgegenzufahren. Bald darauf fuhr Franz in den Wald. Der Weg machte nach etwa hundert Metern eine Biegung nach rechts und konnte von dort in beiden Richtungen ein gutes Stück eingesehen werden. Es war aber nichts zu erblicken. Als er höchstens weitere hundert Meter gefahren war, hörte er im Gebüsch Laute, die sich als das Gewinsel eines Hundes herausstellen. Franz sprang vom Rade und lief durch das dicke Gestrüpp. Da sah er die Jagdhündin Senta des Hegemeisters, die laut aufheulte, als Franz sie anrief. Schnell ging er näher heran. Er sah seinen Herrn, den Hegemeister, mit einem großen dunklen Fleck auf der Brust am Boden liegen. Die glanzlosen Augen des Toten blickten ihn an. Franz nahm seine Mütze ab und seine Augen füllten sich mit Tränen. Währenddessen leckte Senta in einem fort das Gesicht und die Hände des Toten. — Franz überlegte. Er mußte wohl oder übel zurück, um die furchtbare Nachricht ins Forsthaus zu bringen. Er machte die Leine von der Hand des Toten los und sagte: „So, Senta, komm mit!“ Aber Senta reagierte nicht auf Franz' Zuruf und auch das Ziehen an der Leine half nichts. Der Hund war von seinem Herrn nicht wegzubringen. Langsam ging der Kutscher zu seinem Rade zurück und fuhr zum Forsthaus.

Emma, die ihn schon von weitem kommen sah, hörte als erste von dem Unglück. In der Verandatür hatte Frau Sommerfeld die beiden beobachtet. Auf ihre Frage antwortete das Mädchen: „Der Hegemeister hatte einen Unfall und ist verletzt“. „Emma“, rief die Frau, „was hat der Franz Ihnen gesagt? Was ist mit meinem Mann, lebt er noch?“ Emma überlegte sich ihre Antwort gut, dann sagte sie: „Ihrem Mann kann niemand mehr helfen, sein Gegner hat zu gut getroffen.“ „Ich habe es schon lange geahnt, daß mir etwas Schweres bevorsteht“, schluchzte Frau Sommerfeld und schlug die Hände vors Gesicht. Emma rief Herrn Berg, den Kollegen des Hegemeisters in Klein Haide an.

Es dauerte nicht lange, da traf Herr Berg ein. Nachdem er mit Frau Sommerfeld gesprochen hatte, ging er zu Franz, der ihm noch einmal ausführlich berichtete, wie und wo er den Hegemeister gefunden hatte. Inzwischen war auch der Gendarmeriewachtmeister, den Herr Berg verständigt hatte, eingetroffen. Man fuhr mit einem kleinen Leiterwagen, der mit Stroh ausgelegt war, in den Wald.

Nachdem sie dem Hegemeister eine Liegestatt aus Stroh und Decken bereit hatten, nahmen sie ihn zu dritt hoch und legten ihn auf den Wagen. „Bevor wir zurückfahren, wollen wir uns noch etwas umsehen und versuchen, etwas zu entdecken, was uns auf eine Spur führen könnte“, sagte Herr Berg. — Eine Spur, die von dieser Stelle in entgegengesetzter Richtung durch den Wald zum Weg führte, fanden sie schnell. Sie war frisch und noch deutlich zu sehen. Aber dann auf dem Wege war alles Suchen vergebens.

Es war eine traurige Fahrt bis zum Forsthaus mit den schweigsamen Männern hinter dem Wagen. Als sie auf den Hof des Forsthauses fuhren, kam Frau Sommerfeld angelaufen und wollte die Decke vom Körper des Toten fortreißen. Aber Herr Berg nahm die Weinende in seine Arme und führte sie ins Haus. Währenddessen trugen die Männer den Hegemeister ins Haus und betteten ihn auf eine Couch. Herr und Frau Stein waren inzwischen auch eingetroffen und bemühten sich um Frau Sommerfeld. Inzwischen kam auch der junge Forsteleve Fritz v. Teichmann auf den Hof gefahren. Nachdem er alles erfahren hatte, bedauerte er sehr, den Hegemeister allein gelassen zu haben.

Von Wonzow her kam jetzt in scharfem Trab ein Wagen, in welchem vier Herren saßen: der Oberförster, der Arzt und zwei Beamte der Kriminalpolizei aus Flatow. Während der Arzt mit dem Toten allein gelassen wurde, ließen sich die anderen Herren vom Kutscher Franz den Hergang erzählen. Auf die Frage des einen Beamten, ob er jemand in Verdacht habe, meinte er, daß man wohl jeden Bauern, der am Walde wohne, verdächtigen könne. Man müsse es ihm aber auch beweisen können. In diesem Augenblick kam aber auch schon der Arzt aus dem

Arbeitszimmer des Toten und ging zur Küche, um sich die Hände zu waschen. Als er gleich darauf zurückkam und die Gespannt auf ihn gerichteten Augen der anderen sah, sagte er: „Meine Herren, ich kann Ihnen nur sagen, daß der Schuß aus allernächster Nähe abgegeben worden ist. Und zwar ist die Kugel von unten rechts in die Brust gedrungen, hat das Herz getroffen und in der linken Achsel den Brustkorb wieder verlassen. Der Hegemeister muß schräg zum Schützen gestanden haben. Da der Schuß von unten kam, muß der Schütze wohl am Boden gelegen haben.“

„Nun wollen wir uns aber nicht länger aufhalten und gleich alle Verdächtigen aufsuchen“, sagte der Chef der Kriminalpolizei. Teils mit Wagen, teils mit Fahrrädern, fuhr man los. Am Waldrand angelangt, teilten sich alle in zwei Trupps auf, um so an mehreren Stellen mit den Nachforschungen beginnen zu können. Überall herrschte sonntägliche Ruhe, die nur durch das Gebell der Hunde bei der Ankunft auf den Gehöften unterbrochen wurde. Der erste Trupp, dem der Eleve Fritz angehörte, fuhr zum Onkel des Kutschers Franz. Auf das Gebell der Hunde erschien mit verschlafenen Augen der Onkel. Er mußte seine beiden Söhne holen, während der Gendarm sich mit noch einem Beamten an die Durchsuchung des Hauses machte. Bei der Durchsuchung wurden eingepökelt Wildfleisch und auch verschiedene Felle gefunden. Der älteste Sohn konnte für die fragliche Zeit kein Alibi angeben. Es machten alle den Eindruck, als ob sie von der Mordsache nichts wüßten. Der Alte war richtig empört über den Tod des Hegemeisters, als er den wahren Grund für die plötzliche Vernehmung erfuhr. Wie aus einem Munde sagten alle drei, daß sie damit nichts zu tun hätten. „Dann sagen Sie mir wenigstens“, wandte sich der Polizeichef an den ältesten Sohn, „wo Sie heute morgen zur Tatzeit gewesen sind.“ „Ich kann darüber nichts sagen“, antwortete dieser. „Dann halten Sie sich für weitere Vernehmungen zu unserer Verfügung das heißt, daß Sie den Ort nicht verlassen dürfen!“ Nach diesen Worten des Polizeibeamten verließen sie das Gehöft und fuhren zum Hauptweg zurück, wo sie schon die andere Gruppe trafen. Diese hatte bei den anderen zwei Bauern nichts Belastendes gefunden.

Im Forsthaus hatte der Oberförster inzwischen mit Frau Sommerfeld alles soweit geregelt, daß ab sofort der Eleve Fritz das Revier übernehmen sollte. Frau Sommerfeld wollte zu ihrer Tochter nach Schneidemühl ziehen, der Hegemeister sollte ebenfalls dort bestattet werden. Herr Stein wollte sich um die Landwirtschaft kümmern, bis ein neuer Förster die Nachfolge antreten würde. Nach und nach verabschiedeten sich alle, nur Steins blieben noch im Forsthaus. Es wurde immer über das gleiche Thema gesprochen. Herr Stein meinte: „Ich glaube, mein Freund hat dieses Ende gestern abend bei uns auf dem Geburtstage schon vorausgeahnt; er machte jedenfalls so merkwürdige Andeutungen bei seinem Trinkspruch. Wir können nur hoffen und wünschen, daß den heimtückischen Mörder auch die gerechte Strafe treffen möge.“

*

Am darauffolgenden Tage waren Polizei und Staatsanwalt mit großem Aufgebot erschienen. Der Tatort und die gesamte Umgebung wurden leider ohne jeden Erfolg abgesucht. Die stundenlangen Verhöre, die der Staatsanwalt und auch die Polizei mit dem ältesten Sohn des Bauern Kraftczyk durchführten, brachten auch nichts Neues. Derselbe wollte für die fragliche Zeit nicht angeben, wo er sich aufgehalten hatte. Der Staatsanwalt ließ ihn daher, als des Mordes an dem Hegemeister verdächtig, verhaften und in das Untersuchungsgefängnis nach Flatow einliefern. —

Der Hegemeister wurde nach Schneidemühl überführt und dort auf dem Hauptfriedhof beigesetzt. Der Oberförster ließ von dem Weg bis zu der Stelle, wo der Hegemeister gefunden worden war, einen ein Meter breiten Weg anlegen. Am Ende dieses Weges wurde ein großer Stein aufgestellt, der folgende Inschrift trug:

Hier wurde in Ausübung seines Dienstes am 3. Oktober 1896 der Hegemeister Friedrich Sommerfeld von Wilderern erschossen.

Am Stein lagen immer frische Blumen und der Weg war geharkt. Spaziergänger und auch Schulklassen sah man auf ihren Wanderungen oft an dem Gedenkstein verweilen. — Wie mir mitgeteilt wurde, soll der Stein auch heute noch stehen.

Frau Sommerfeld hatte ihren Hausstand aufgelöst und war zu ihrer Tochter nach Schneidemühl gezogen. Man konnte sie täglich auf dem Friedhof und im angrenzenden Stadtpark an-

treffen. Sie schien dort den Wald, in dem sie ihr bisheriges Leben verbracht hatte, nicht so sehr zu vermissen.

Die Verhandlung gegen den Täter fand in Konitz statt. Der Angeklagte, der über seinen Aufenthalt während der Tatzeit nach wie vor nichts sagen wollte, und deshalb vom Gericht als der Tat überführt angesehen wurde, erhielt eine lebenslängliche Zuchthausstrafe, obwohl er seine Unschuld bis zum Schluß beteuerte.

Als Nachfolger des Hegemeisters zog ein jüngerer Förster mit Frau und zwei Kindern in das Forsthaus Wonzow ein. — Fräulein Birgit Stein und Förster Berg wurden ein Paar. Der Förster sagte seinem Beruf lebewohl und übernahm die Leitung des Gutes Wonzow. Sein Schwiegervater stand ihm zur Seite.

Da Fräulein Stein für den sich um sie bewerbenden Lehrer Lerch nun endgültig verloren war, folgte dieser der Aufforderung seines Onkels, auf seine große Farm nach Amerika zu kommen. Er wanderte wie so viele in diesen Jahren aus. Die Jahre vergingen und ließen allmählich den tragischen Tod des Hegemeisters verblassen und vergessen. Nur noch der Gedenkstein erinnerte vorbeieilende Wanderer an die entsetzliche Tat.

*

Inzwischen waren mehr als zehn Jahre ins Land gegangen. Da schritt an einem Nachmittage ein alter Mann, gestützt auf seinen selbstgeschnitzten Krückstock, in der linken Hand einen Pappkarton, auf der Chaussee nach Kleschin. Er war schon ein paarmal stehengeblieben und hatte in die Runde geschaut. Jetzt ging er mit müden Schritten zum Chausseegraben und setzte sich ins Gras. Umständlich schnürte er den Karton auf, nahm ein Stück Brot und ein Stück Wurst heraus, schnitt mit dem Taschenmesser Stücke davon ab und begann zu essen. Seine Augen waren dabei auf den Waldrand gerichtet. Man sah es ihm an, daß seine Gedanken ganz woanders waren. Er packte alles wieder zusammen, schnürte den Karton zu und setzte seinen Weg fort. Nach einigen hundert Metern bog er von der Chaussee rechts in einen Feldweg ein, der durch die Felder zum Walde führte. Er wollte wohl zu einem der Gehöfte, welche am Waldrand lagen. Seine Schritte wurden immer langsamer. Schließlich stand er am Tor des einen Gehöftes und öffnete die Pforte. Ein Hund bellte und zerrte an seiner Kette. Dann trat ein Bauer aus dem Stall, um zu sehen, was der Fremde von ihm wolle. „Na, kennst Du mich nicht mehr, ich habe mich wohl sehr verändert?“ Da leuchteten die Augen des Bauern auf und er nahm seinen Bruder in die Arme. „Du hast dich sehr verändert, ich hätte dich beinahe nicht erkannt!“, antwortete der Bauer. „Nun komm aber erst einmal herein“. Er rief seine Frau und teilte ihr mit, daß Besuch gekommen sei. Andächtig nahm der Fremde das ihm angebotene Glas Milch und trank es in gierigen Zügen sofort leer. Dann sagte er: „All die Jahre habe ich mich darauf am meisten gefreut und glaubte nicht, daß ich dies noch einmal erleben würde.“ „Aber nun erzähle einmal, wie es kommt, daß Du heute hier eintriffest!“ Der entlassene Häftling, denn dieser war der Fremde, gab zur Antwort: „Da ist nicht viel zu erzählen. Ich mußte vorgestern ganz plötzlich zum Direktor kommen, der mir den folgenden Beschluß vorlas: „Auf Anordnung der vorgesetzten Justizbehörde ist der Häftling Franz Kraftczyk sofort auf freien Fuß zu setzen und in seine Heimat zu entlassen.“ Dann sagte der Direktor: Sie sind frei und fahren morgen nach Hause! Als ich ihn fragte, wie dies denn so plötzlich geschehen könne, wußte er darauf nichts zu sagen. Am nächsten Tage gab ich die Anstaltskleidung ab, bekam meinen wenigen Lohn und konnte gehen.“ Sein Bruder fragte ihn: „Du hast doch bestimmt nicht auf den Hegemeister geschossen, nicht wahr?“ „So wahr ich hier vor Euch sitze, nein und nochmals ein!“, antwortete der andere.

Am nächsten Morgen fuhren beide Brüder nach Flatow. Nachdem sie Pferd und Wagen untergestellt hatten, suchten sie einen Rechtsanwalt auf. Ruhig hörte der Anwalt zu, dann sagte er: „Antworten Sie mir jetzt mal ehrlich: haben Sie mit dem Tod des Hegemeisters in irgendeiner Weise etwas zu tun oder wissen Sie mehr darüber, als Sie dem Richter gesagt haben?“ „Ich kann es jederzeit beschwören und immer wieder versichern, daß ich nichts damit zu tun habe. Niemals hätte ich es fertigbekommen, auf den Hegemeister mein Gewehr anzulegen.“

„Wo waren Sie aber an dem fraglichen Morgen nun wirklich?“

„Ich war natürlich im Wald, aber an einer ganz anderen Stelle. Und wenn ich das gesagt hätte, wäre ich in den Augen der Richter bestimmt der Täter gewesen und auch als solcher überführt worden. Deshalb habe ich geschwiegen.“

Nach einer kurzen Pause erklärte sich der Anwalt bereit, die Sache zu übernehmen. Nachdem die beiden Brüder einige Einkäufe erledigt hatten, fuhren sie wieder nach Hause.

In den nächsten Wochen machte das trübe und nebelige Herbstwetter dem nach jahrelanger Haft Entlassenen sehr zu

schaffen. Seine Spaziergänge, die ihn fast immer bis zum Gedenkstein geführt hatten, wurden für ihn immer beschwerlicher. Als sein Bruder ihn fragte, warum er wohl immer dorthin gehe, sagte er: „Dort kann ich am besten überlegen und nachdenken, wer wohl der wirkliche Täter gewesen sein könnte.“

*

Eines Tages kam ein Schreiben vom Rechtsanwalt. Man möge in den nächsten Tagen bei ihm vorbeikommen. Am kommenden Tag erschienen die Brüder schon frühzeitig im Büro des Rechtsanwaltes. „Es ist allerlei, was ich Ihnen zu berichten habe. Ich habe als Grund für Ihre plötzliche Entlassung von der Justizbehörde folgenden Bescheid erhalten: Sie haben sicherlich auch den Lehrer Lerch aus Wonzow gekannt, der seinerzeit nach Amerika ausgewandert ist.“ „Ja, den kennen wir“, riefen beide wie aus einem Munde. — „Nun, besagter Lerch war auf der Farm seines Onkels und wurde bei einer Schießerei mit Viehdieben tödlich verwundet. Bevor er starb, hat er dem Sheriff gegenüber ein Geständnis abgelegt und gesagt, daß durch seine Schuld der Hegemeister Sommerfeld aus Wonzow erschossen worden sei. Und zwar hatte ihn der Hegemeister beim Wildern überrascht. Als er hinter einen Baum flüchten wollte, sei er gestolpert, sein Gewehr sei losgegangen und ein Schuß habe den Hegemeister ins Herz getroffen. Es sei ein unglücklicher Zufall gewesen. Ja, das hat Lerch kurz vor seinem Tode ausgesagt und beschworen.“ Da dieses Geständnis den deutschen Gerichten weitergeleitet worden sei, sei der irtümlich wegen des Mordes verurteilte Bauernsohn so plötzlich entlassen worden.

„Erhalte ich das alles vom Gericht nicht schriftlich?“, fragte der Überraschte den Anwalt. „Gewiß, nur ist es bei den Gerichten ja so, daß ein Wiederaufnahmeverfahren beantragt werden muß. Und damit auch ein Antrag auf Haftentschädigung. Schließlich haben Sie ja über zehn Jahre lang unschuldig im Zuchthaus gesessen, dabei wird eine ganz schöne Summe herauskommen, die Sie dem Staat doch sicherlich nicht schenken wollen. Wenn Sie mir gleich die Vollmacht unterschreiben, so will ich das alles für Sie übernehmen.“

Frohen Herzens fuhren die Brüder wieder nach Hause, wo sie alles ausführlich erzählten und lang und breit darüber sprachen. Es dauerte nicht lange, da hatte die Nachricht von der Schuldlosigkeit des Bauernsohnes bei den Nachbarn sowie in den umliegenden Dörfern die Runde gemacht und alles gratulierte ihm zu seiner wiederhergestellten Ehre und Freiheit. —

Aber eine rechte Freude wollte sich bei dem Franz nicht einstellen. Seine angegriffene Gesundheit und vor allem der Husten machten ihm immer mehr zu schaffen. Vom Arzt war ihm wegen seines Leidens eine Kur im nächsten Frühjahr in Aussicht gestellt worden. Als er eines Tages wieder den üblichen Spaziergang zum Gedenkstein unternommen hatte und bei Anbruch der Dunkelheit noch nicht zurückgekehrt war, ging der Bruder mit seinem Jungen ihn suchen. Sie gingen den bekannten Weg bis zum Gedenkstein. Neben diesem, den Rücken an eine große Kiefer gelehnt, saß der Wanderer und schlief. Sie rüttelten ihn wach. Es dauerte eine Weile, bis er die Augen aufschlug. Verwundert schaute er seinen Bruder und seinen Neffen an, als wollte er sagen: was ist denn los? Allein konnte er nicht aufstehen. Der Bruder schickte den Jungen, um einen Wagen von zu Hause zu holen. Die beiden Brüder setzten sich inzwischen auf einen Baumstamm. Der Atem des Kranken wurde immer kürzer, und er hielt seine Augen geschlossen. Als der Junge mit dem Wagen erschien, stand der Vater auf, um beim Wenden des Wagens zu helfen. — Da saß der Kranke einen Augenblick noch ganz still da, dann fiel sein Kopf langsam nach vorn, der Körper fiel zur Seite und rutschte langsam vom Baumstamm auf den Waldboden in das Herbstlaub. Als sie ihn umdrehten, meinte der Junge: „Onkel Franz ist ohnmächtig geworden!“ Der Bruder hob den Kopf und den Oberkörper an und spürte, daß es keine Ohnmacht war. Er sagte zu seinem Jungen: „Aus dieser Ohnmacht wird Onkel Franz wohl nicht mehr erwachen. Nimm Deine Mütze ab, wir wollen für ihn ein Vaterunser beten!“

*

Es war eine große Trauergemeinde, die einige Tage darauf dem Toten das letzte Geleit gab. Mit zu Herzen gehenden Worten schilderte der Pastor den leider so kurzen Lebensweg des Verstorbenen. Obwohl noch jung an Jahren und im blühenden Mannesalter sei er als alter, gebrochener und kranker Mann in sein Vaterhaus zurückgekehrt. Er hat es aber noch erlebt, daß seine Unschuld erwiesen und seine Ehre wiederhergestellt wurde.

Bis in die heutige Zeit geblieben ist als Mahnung und Erinnerung an das furchtbare Geschehen:

Der Gedenkstein im Wonzower Walde

(Der Bericht wurde aus alten Akten zusammengestellt)

Ich denke so oft an Schlochau

Das war meine Jugendzeit — Wir waren so arm! — Als ich 15 Jahre alt war, durfte ich mir die Zöpfe abschneiden lassen — mit 17 Jahren schon verheiratet — „Na Herzchen, was willst du?“, sagte Frau Scherer

Bevor meine Eltern heirateten, war meine Mutter als Zimmermädchen in der Oberförsterei Lindenberg tätig. War in der Oberförsterei ein Fest, so war für Mutter ein großer Tag. Aus der ganzen Umgebung kamen die Herrschaften „per Kutsche“ angefahren. Mutter hoffte dann immer auf ein Trinkgeld, aber oft wurde sie enttäuscht. — Im Jahre 1920 lernte sie meinen Vater, Max Weber, kennen. Vater war Berufssoldat, die Zeiten waren schlecht. Es wurde trotzdem geheiratet. Bei Herrn Kosse in der Schlochauer Bahnhofstraße fanden die Eltern ein Zimmer; der Ackerbürger besaß eine an das Wohnhaus grenzende wunderbare Wiese, und am Ende dieser Wiese lagen Neubauers Garten und der herrliche Stadtsee. Später, als wir Kinder laufen konnten, begann hier eine herrliche Zeit. Wir konnten uns tummeln, wie wir wollten, während unsere Eltern schwer arbeiten mußten, damit wir unser tägliches Brot hatten.

Vater war von Beruf Korbmacher. Um ein wenig hinzuzuerdienen, kam er auf den Gedanken, die Eislaufbahn auf dem See im Winter zu pflegen. Wenn Herr Lenz, der auch „knapp bei Kasse“ war und Handharmonika spielen konnte, mitmachen würde, dann wäre es bestimmt ein Geschäft, meinte Vater. Herr Lenz erklärte sich bereit, die Musik zu stellen, er zog mit Musikinstrument und einem Stuhl zur Eisbahn. Nach Mutters Erzählungen kamen dann nachmittags viele Eislaufkünstler. Vater erhielt je Person fünf Pfennig für die Pflege der Eisbahn. Unter anderem erschien dann auch oft Karlchen Wendtlandt mit Mariechen Arndt. Und wenn Mutters Augen beim Erzählen an zu leuchten fingen — zählt sie doch die Großen des Schlochauer Eissports namentlich auf —, so muß ich dann immer an das Paar Kilius/Bäumler denken.

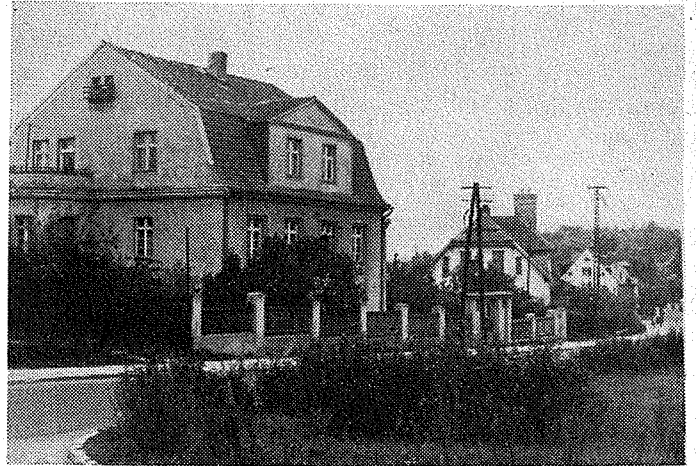
Vater war, wie bereits erwähnt, Korbmacher. Er hatte das Körbeflechten als Sohn eines Bauern zu Hause erlernt und versuchte, uns damit über Wasser zu halten. Bei Kosses wurden vier Kinder geboren. Bei schlechtem Wetter saßen Vater und Mutter im Zimmer und flochten Körbe. Vater versuchte, diese zu verkaufen, aber oft kam er mit einem Korb, den er verkaufen wollte, zurück: er hatte kein Glück gehabt.

Sechs Personen in einem Zimmer! Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Meine Eltern hatten Glück, sie erhielten bei Herrn v. Zielonka am Markt eine Wohnung. Ein Zimmer davon wurde als Verkaufsraum genutzt, ich war nach dem Schulunterricht Verkäuferin. In dieser Wohnung kam ein fünftes Kind dazu. Ich war gar nicht glücklich darüber. Inzwischen war ich nämlich älter geworden und dachte immer: o, was sind wir arm! Vater mußte schwer arbeiten. Andere Väter gingen ins Büro, und deren Kinder durften nachmittags Lederschuhe tragen, während ich in „Holzkorken“ herumliefe. Ich begann, mit meinem Schicksal zu hadern. Und mit vornehmen Menschen auch einmal in Kontakt zu kommen, setzte ich mich mittags auf unsere Türschwelle, denn ich wußte, daß um diese Zeit Herr Bankdirektor H. bei uns vorbeilief. Kam er in Sicht, so sprang ich eilfertig auf, knickste und sagte freundlich: „Guten Tag, Herr H.“ Mein Gruß wurde stets sehr freundlich erwidert. Ich war stolz darüber.

Oft ging ich heimlich zur Familie Borck, denn dort wohnte ein Fräulein Rosenkranz. Das Fräulein war alt und tanzte gern. Kam sie vom Einkauf zurück, so stellte sie ihren Korb ab und drehte sich im Kreise. Ich hatte meine Freude daran.

Später zogen meine Eltern mit ihren fünf Kindern in die Hauptstraße. Wir hatten nun sogar ein Schaufenster. Zunächst war ich sehr stolz darüber. Dann aber war ich wieder sehr mutlos, wenn mir die Kunden von Schneidemühl und anderen größeren Städten berichteten. Ich wurde richtig rebellisch. Hier, in der Schlochauer Königstraße wurde auch das sechste Kind geboren, ich kam mir wieder schrecklich arm vor und hatte den Wunsch, aus der Kleinstadt herauszukommen. Warum konnte ich nicht in die weite Welt ziehen? Warum mußte gerade ich in einer Kleinstadt wohnen? Vorerst blieb es so, wie es war. Dann erhielt mein Vater aber mit seinem Zivilversorgungsschein eine Anstellung als Vollziehungsbeamter bei der Dt. Kroner Stadtverwaltung. Wir verkauften aus! Außerdem durfte ich mir endlich meine Zöpfe bei Frisörmeister Lenz abschneiden lassen. Einmal lief ich abends heimlich meinen Eltern davon. Im „Deutschen Haus“ war Winzerfest, und ich dachte, wenn ich dorthin gehe, sieht mich vielleicht mal einer an. Gesagt, getan. Es kam tatsächlich jemand, und zwar der Sohn des Produkthändlers Gerson. Er bat mich um einen Tanz. Ich war glücklich und verwirrt, konnte aber gar nicht tanzen. Er kam auch nicht wieder; aber immerhin: es hatte jemand von mir Kenntnis genommen.

Wir zogen dann nach Dt. Krone, wo ich es wunderschön fand. Aber nur vier Wochen lang. Ich begann, mich wieder nach Schlochau zu sehnen. Dort hatte ich viele Freudinnen gelassen, Renate Stobbe, Margarete Kurzhals, Frieda Schönknecht, Hilde Rost und andere. Ich bettelte so lange, bis mein Vater mir eine Fahrkarte nach Schlochau schenkte. Ich durfte fahren! Alles war herrlich und so vertraut, was mir früher so langweilig erschienen war.



Schlochau heute: Die Damnitzer Straße mit den Grundstücken von Hinrichs und Neubauer. Im Hintergrund die Bahnhofstraße und der Burgturm.

Mit siebzehn Jahren heiratete ich. Mein Mann ist Bauingenieur. Wir zogen nach Wilhelmshaven. Wie groß war doch diese Stadt! Ja, da kamen aber auch bald die großen Sorgen. Der Krieg brach aus, mein Mann stand an der Front, und ich zog mit unseren zwei Kindern zu meinen Eltern nach Dt. Krone zurück. Es kamen weitere Sorgen. Mein Vater war bei Kriegsende als Oberzahlmeister in Prenzlau. Er wurde von Russen verschleppt und nach langer Zeit erhielten wir die Nachricht, daß er nie mehr zurückkommt. Ich selbst war zufällig mit meinen Kindern in Lübeck, als der Krieg beendet war. So kam es, daß auch meine Mutter und meine fünf Geschwister nach langen Irrfahrten hier landeten. Mein Mann kehrte heil aus Rußland zurück, aber Vater fehlte uns doch sehr, Mutti ist bis heute untröstlich.

Oft denke ich an die herrliche Zeit in Schlochau zurück: an die Kirche, an den großen See, an dem ich oft mit meinen Körben entlangzog, um sie bei Herrn Bartmann, der bei der Güterabfertigung der Bahn beschäftigt war, abzuliefern. Ich habe nun meine Großstadt, die ich mir einst als junges Mädchen erträumte. Aber Schlochau? Diese Stadt ist durch nichts zu ersetzen! In der Großstadt ist man nur eine „Nummer“, in Schlochau war ich „die Weber vom Korbmacher“. Das war wenigstens etwas. — Heute haben wir drei gute Kinder im Alter von 28, 26 und 9 Jahren und die Silberhochzeit liegt lange hinter uns. Ich würde aber sehr gern noch einmal meine Tante Gertrud Rosbeck geborene Restin in Schlochau in der Langen Straße besuchen, die bald nach der Flucht im Jahre 1945 mit ihren drei Mädels verstorben ist. Meine Tante Luise lebt mit ihrem Ehemann und dem Sohn Udo in Lübeck. Wenn wir von Schlochau sprechen, werden unsere Augen feucht.

Ja, und bei unserer Rückkehr nach Schlochau müßte dann Frau Scherer in ihrem großen Geschäft in der Königstraße hinter dem Ladentisch stehen und wieder fragen: „Na, Herzchen, was willst du?“ Sie sagte dieses Wort „Herzchen“ zu alt und jung, und es war eine Freude — ich möchte fast sagen ein Genuß, von ihr bedient zu werden. Da gab es in Schlochau den Albert Bathke. Er konnte bei Scherers stundenlang im Laden stehen, nur um das eine Wort „Herzchen“ zu hören. Wahrscheinlich hat es ihm wohlgetan. Uns kleine Mädchen nannte Frau Scherer des öfteren auch „Lottchen“. —

Vergessen wir die Armen der Stadt Schlochau nicht, ihnen gehörte die Heimat doch auch.

Alle Schlochauer grüßt herzlich

Klara Czujek geb. Weber



Pr. Friedländer Schüler und Schülerinnen auf einer Dampferfahrt zwischen Eibing und Pillau im Jahre 1935: die U III mit Studienrat Dr. Otto unterwegs.

Vom Lastenausgleich

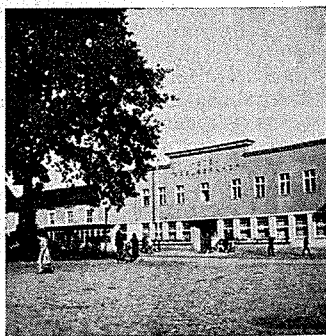
Hauptentschädigungsfreigabe

Kann ein Angehöriger des Jahrgangs 1914 in absehbarer Zeit damit rechnen, seine Hauptentschädigung — einschließlich der Mehrgrundbeträge der 19. Novelle — freigegeben zu erhalten? Soll er sie beantragen, sofern er keine Altersversorgung besitzt und ehemals Selbständiger ist?

Für die Hauptentschädigungsansprüche, soweit sie vor Inkrafttreten der 19. Novelle bestanden, hat der Präsident des Bundesausgleichsamtes die Barauszahlung bis zum Jahrgang 1913 angeordnet. Die Ermächtigung für den Präsidenten, jüngere Jahrgänge aufzurufen, geht jedoch weiter. Es kann in absehbarer Zeit mit dem Aufruf weiterer Jahrgänge gerechnet werden. Im übrigen steht es einem Angehörigen des Jahrgangs 1914 frei, auf dem Wege über die Sparguthabenaktion oder die Schuldverschreibungsaktion sich seine Hauptentschädigungsansprüche erfüllen zu lassen.

Für die Mehrgrundbeträge ist die maßgebliche Rechtsverordnung noch nicht verkündet worden; dies wird jedoch im Juli erfolgen. Der Entwurf sieht vor, daß Barerfüllung alle mindestens 65jährigen Berechtigten erhalten können; ein Angehöriger des Jahrgangs 1914 kommt für eine Barfreigabe also zunächst noch nicht in Betracht. Der Präsident des Bundesausgleichsamtes erhält durch die Rechtsverordnung jedoch die Ermächtigung, vom 1. 4. 1969 ab das Alter zu senken. Es wird nicht sehr lange auf sich warten lassen, daß der Präsident von dieser Ermächtigung für wenigstens weitere 10 Jahrgänge Gebrauch macht. Ein Angehöriger des Jahrgangs 1914 kann nach der neuen Rechtsverordnung für die Mehrgrundbeträge jedoch die Sparguthaben- und Schuldverschreibungsaktion in Anspruch nehmen, da diese beiden Wege allen mindestens 50jährigen Berechtigten eröffnet werden.

Einem Angehörigen des Jahrgangs 1914 ist anzuraten, wegen der Altersversorgung nicht auf die Freigabe zu verzichten. Nach geltendem Recht kommen für eine Kriegsschadenrente nur ehemals Selbständige bis zum Jahrgang 1905 (Frauen 1910) in Betracht. Der Bundestag hat bei der Verabschiedung der 20. Novelle erklärt, daß die durch dieses Änderungsgesetz vorgenommene Jahrgangseinbeziehung die letzte sei. Selbst wenn man nicht von der Unumstößlichkeit solcher Äußerungen ausgeht, ist jedenfalls völlig unwahrscheinlich, daß noch weitere neun Jahrgänge nachrücken dürfen.



Schlochau.
Hotel Preußenhof.

Es gibt nur ein Berlin

Das ist die Berliner Luft —
Ja, ich kenne ihren Duft,
Lebte dort ja ein paar Jahr,
Wenn's auch nur im Wedding war.
Doch ob Wedding — Berlin W,
Der Berliner ist „okay“,
Hat stets Schnauze, doch mit Herz,
Seine Derbheit ist ja Scherz.
Kurz: wer den Berliner kennt,
Der auch gerne Freund ihn nennt.
Jetzt ist diese Stadt geteilt,
Schweres Schicksal sie ereilt.
Eine Mauer ist gebaut,
Sie verkündet Unrecht laut,
Trennet sie doch Herz von Herz,
Breitet Kummer aus und Schmerz.
Und solange die Mauer steht,
Haben wir nur ein Gebet:
Daß sie schwinde bald dahin
Und es doch nur ein Berlin
Für uns alle wieder gibt,
Wie wir immer es geliebt,
Daß wir wieder seinen Duft
Atmen: Die Berliner Luft!

Dorothea Schulz geb. Borowski-Preclau

Im anderen Deutschland: Der Brocken

Hier versammeln sich die Hexen

Nur wer den Zauberspruch kennt, darf zur Walpurgisnacht.

Seit Urzeiten ist der bekannteste Hexenversammlungsort in Deutschland der 1142 Meter hohe Brocken im Harz. Heute ist er für westdeutsche Besucher gesperrt. Ob sich nun aber die Hexen aus der Bundesrepublik zur Walpurgisnacht von dem mit Minen gesicherten Stacheldrahtzaun entlang der Zonengrenze abschrecken lassen, ist unwahrscheinlich. Schließlich haben sie sich noch nie um die Verbote der Menschen gekümmert.

Nach der alten Sage fliegen sie alljährlich in der Nacht des letzten Apriltages auf Mistgabeln, Besen und auch Ziegenböcken zum „Blocksberg“, an allen anderen Tagen des Jahres „Brocken“ genannt. Ihre große Schar verdunkelt dann die Nacht noch mehr. Selbst die Luft wird unruhig und jagt die Wolken von Berg zu Berg. Wenn das große Feuer brennt, kommt der Teufel und predigt vor den versammelten Hexen und Zaubern. Als Einlage führen die Hexen in den hochauflodernden Flammen einen Reigen auf. Danach gibt der Teufel seinen Gästen zwischen Hexenaltar und Hexenbrunnen ein großes Festessen. Vorher mußten alle Hexen noch seinen Pferdefuß küssen. Zuschauer der Walpurgisnacht konnte nur der sein, der den Zauberspruch kannte. Auf dem Weg zum Brocken hatten die Hexen jeden Kirchturm anzufliegen, um ein Stück von der Glocke abzunagen. Der ganze Höllenspuk verschwindet erst beim Nahen der Morgenröte des ersten Maientages.

Der Name Walpurgisnacht kommt von der Beschützerin vor Zauber, der heiligen Walburga. Die von Bonifatius zur Mission nach Deutschland gesandte Angelsächsin war bis zu ihrem Tod im Jahr 779 Abtissin des Doppelklosters Heidenheim bei Eichstädt. Die fromme Walburga wurde an einem 1. Mai heiliggesprochen. Der Hexenwahn des Mittelalters erklärte dann das alte Frühlingsfest der Germanen am 1. Mai zum Hexensabbat. Von einem Hexenritt in der Walpurgisnacht zum Brocken berichtete zum erstenmal eine Schrift aus dem Jahre 1540. Damals soll eine Zauberin aus Elbingerode zum Brocken geflogen sein. Wahrscheinlich ist aber auch hier die Sage wesentlich älter. Noch um die Jahrhundertwende wurde sie von vielen einfältigen Menschen geglaubt. Es gibt Berichte von Abergläubischen, die am Tag vor der Walpurgisnacht an ihre Haustüren drei Kreuze malten. Die Kreuze sollten die zum Brocken ziehenden Hexen abschrecken. Der Hexenaltar und die Hexenkanzel sind zwei große Felsen auf dem Gipfel des Brockens. Außerdem gibt es dort noch das Hexenwaschbecken und den Hexenbrunnen. Die Stätte waren schon immer ein beliebtes Ausflugsziel für die Menschen aus Nord- und Mitteldeutschland. Heute gehört der Brocken auch für unsere Landsleute aus Mitteldeutschland zur Sperrzone. Sie dürfen ihn nur mit einem Sonderausweis betreten. Der Brocken liegt zwei Kilometer von der Zonengrenze entfernt.

Letzte afrikanische Erlebnisse und Abschied vom „Schwarzen Erdteil“ (2)

Von Georg Ritgen, Morbach

Im Frühjahr 1936 wurde der noch nicht einjährige Klaus sehr krank. Wir beschlossen, daß meine Frau mit den Kindern sofort nach Deutschland fahren sollte, während ich noch einige Monate bleiben mußte, da mein Urlaub erst im Juli begann. Mein Vater schrieb, ich möchte für ganz zurückkommen, da er siebzig Jahre alt geworden war und sich zur Ruhe setzen wollte. Er hatte sich ein Haus in Pr. Friedland gekauft. Ich sollte unser Gut, Barkenfelder Mühle, als Erbhof übernehmen. Uns war dieses Angebot lieb, so sehr gern wir auch die ganzen Jahre in Afrika gewesen waren, weil die beiden älteren Kinder zur Schule mußten und wir in Afrika uns sonst von ihnen hätten trennen müssen. Dazu kam, daß Klaus eine schwere Lungenentzündung bekam. So löste ich denn kurz entschlossen meinen Vertrag mit der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und brach alle Brücken zu Afrika ab. Ich wollte nun wieder als Landwirt in der Heimat tätig sein.

Auf der Heimreise nutzte ich die Gelegenheit, von Suez aus eine Absteher nach Kairo zu machen, um dort den Pyramiden einen Besuch abzustatten. Mit zwei Mitpassagieren mieteten wir uns zu dritt einen Wagen, dessen Besitzer, ein Ägypter, uns auch zuverlässig nach Kairo brachte und zwar für erheblich weniger Geld, als die mit Cook reisenden Passagiere unseres Dampfers für diesen Trip zahlen mußten. Allerdings hätte die Sache bei uns auch schief ausgehen können.

Die Fahrt durch die Wüste war irrsinnig heiß, und wir freuten uns, in Kairo in einem deutschen Lokal leidlich kühles deutsches Exportbier zu bekommen. Ich erinnere mich nicht mehr all der Einzelheiten und Sehenswürdigkeiten, die wir in der Stadt betrachteten. Wir waren in und auf der Zitadelle mit dem wunderschönen Blick auf die Stadt, auch in einzelnen Moscheen. Das Museum war leider geschlossen. Wir wanderten durch die oft beschriebenen engen Straßen mit all den sich hart aneinander drängenden Läden, wie man sie in allen orientalischen Städten findet und in Filmen sieht. Ich will auch nicht weiter eingehen auf all die Zauberkunststücke der ägyptischen Kinder, so sehr man anfangs die Geschwindigkeit ihrer Tricks bestaunt und sich darüber nachher über die Aufdringlichkeit und ihre Bettelei ärgert und froh sein muß, wenn man nicht bestohlen worden ist.

Gegen Abend fuhren wir heraus zu den Pyramiden von Gizeh. Getränke, Obst und Gebäck nahmen wir uns mit. Wir hatten die Kateridee, bei der Sphinx zu schlafen. Aber ich muß gestehen, daß mich diese Nacht bei der alten Dame nicht erfreute. Mit ihrer Höhe von zwanzig Metern war sie doch reichlich groß für mich und dazu eisig kalt. Schließlich hätte ich mir das ja vorher denken müssen bei ihrem Alter von viereinhalb Jahrtausenden. Ich habe selten so gefroren wie diese Nacht in ihren Armen. Ich kann nur jeden warnen! Andernfalls würde ich natürlich schweigen nach dem Motto und Rat von Wilhelm Busch: „Denn hat der Jüngling ein Vergnügen, so sei er dankbar und verschweigen.“

Aber entschädigt wurden wir am folgenden Morgen, als wir in aller Frühe, um uns von der Kälte der Frau Sphinx zu erholen, uns die Mühe machten, die 160 je einen Meter hohen Stufen bis auf die Spitze der Cheops-Pyramide hochzuklettern. Dort erlebten wir dann einen einmalig schönen Sonnenaufgang, der in seiner Art so ganz anders als der früher vom Flugzeug aus über Dar-es-Salaam erlebte und beschriebene auch großen Eindruck auf uns machte.

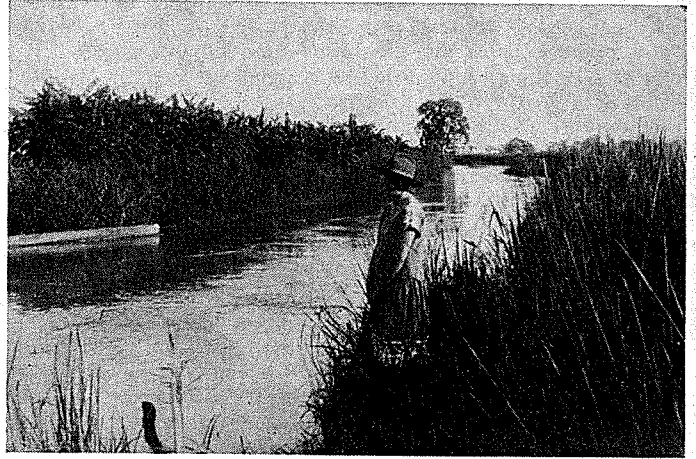
Von Kairo aus wollten wir mit dem Zug fahren bis Port Said, wo wir wieder an Bord unseres Dampfers gehen mußten, der inzwischen ohne uns die Fahrt durch den Suezkanal gemacht hatte, die ich ja von früheren Reisen kannte. Da rückte unser Autofahrer mit dem Vorschlag heraus, uns mit seinem Wagen für dasselbe Geld, das auch die Fahrkarten kosten würden, an unser Schiff zu bringen. Er sagte, die Fahrt per Auto wäre natürlich viel interessanter, da wir ja von den Ortschaften im Nildelta viel mehr sehen würden. Das leuchtete uns ein, und wir entschieden uns für ihn. Auf dem Bahnhof sagten wir noch den mit dem Cook-Auto gefahrenen Mitpassagieren unseres Schiffes Bescheid, die von Kairo aus mit der Bahn fuhren.

Wir hatten mit unserem Chauffeur besprochen, daß wir unbedingt früher als der Zug abfahren wollten. Auf jeden Fall mußten wir zeitig genug in Port Said ankommen, weil der Kapitän in Suez uns ausdrücklich hatte wissen lassen, daß unter keinen Umständen auf uns gewartet werden könnte, wenn wir nicht pünktlich an Bord zurück sein würden.

Wir fuhren in Kairo vom Bahnhof dann auch wirklich ungefähr eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges ab . . . aber anstatt aus der Stadt fuhr der Driver uns zunächst in die Nähe seines Hauses, er wolle sich nur etwas zu essen holen und müsse noch

einen Reservereifen mitnehmen. Wir saßen im Auto und warteten . . . und warteten und warteten, und er kam und kam nicht wieder.

Endlich, als wir schon alle Hoffnung aufgeben wollten und glaubten, er habe uns versetzt, und als viele Kinder sich um uns versammelt hatten, die uns anbettelten, kam er angelaufen. Er entschuldigte sich sehr, er habe erst den Reifen flicken müssen, angeblich hatte er nicht gewußt, daß er entzwei gewesen war.



Letzter Blick auf Afrikas Weiten: Frau Ritgen am Ruwu-Fluß. Links eine Bananenpflanzung.

Kaum waren wir abgefahren, da wurden wir von einer Polizeistreife angehalten; jeder mußte seinen Ausweis vorzeigen, dann durften wir weiterfahren. Wir fuhren aus der Stadt heraus, da war die Hauptstraße gesperrt: „Umleitung wegen Bauarbeiten!“ Auf Seitenwegen ging's ins nächste Dorf: „Stop!“ Wieder hielt uns eine Polizeistreife an: „Die Ausweise bitte!“ Unser Fahrer wies darauf hin, daß wir gerade revidiert seien. Die Antwort: „Bedaure, es werden Verbrecher gesucht!“ Weiter ging's auf staubigen, schlechten, holprigen Wegen. Dazu in einem Tempo, daß uns alle Knochen wehtaten. Wir wagten aber nicht, dem Driver zu raten, langsamer zu fahren, hetzten und trieben ihn im Gegenteil noch mehr an. Wir hatten ausgemacht, daß er sein Geld erst bekäme, wenn wir pünktlich an unserer Dampferanlegestelle wären.

Eine riesige Staubwolke stand hinter uns und zeigte an, wo wir gefahren waren. Wieder Polizei: „Your passports please! . . . Thankyou . . . alright, go on!“ Für die Dörfer, die Fellachen, die übrige Bevölkerung, für die Landschaft und Landwirtschaft hatten wir leider nicht mehr viel Interesse; darum ist mir davon auch leider nicht mehr viel in der Erinnerung zurückgeblieben. Immer noch fuhren wir auf Seitenwegen, immer wieder wurden wir gestoppt „ . . . okay, go on!“ Endlich konnten wir wieder auf die Hauptstraße einbiegen und kamen nun schneller voran. In flotter Fahrt ging es nun auf guter Bahn an einem kleineren Seitenkanal entlang. Und da war ja auch die Eisenbahnlinie. Zu unserer Freude entdeckten wir plötzlich vor uns den Zug. Unser Chauffeur setzte seinen Ehrgeiz darein, ihn einzuholen und sogar zu überholen. Von unseren Schiffsmitreisenden wurden wir auch erkannt, und sie winkten uns zu.

„Doch mit des Geschickes Mächten . . .“ unsere Freude dauerte nicht lange. Der Wagen fing plötzlich an zu schlingern, der Fahrer bekam ihn zwar wieder in die Gewalt, aber er mußte wohl oder übel anhalten. Wir hatten eine böse Reifenpanne. Unser Ägypter sagte: „Allhamdulilahi, Allah sei Lob und Dank, daß ich das Reserverad geflickt habe!“ Aber der Unglückliche hatte keinen Wagenheber! Wo jetzt etwas finden zum Unterpacken? . . .

Schadenfroh und höhnisch pfeifend fuhr der Lokomotivführer seinen Zug an uns vorbei, während wir bedeppt auf der Straße vergeblich nach beiden Seiten Hunderte von Metern vor- und auch zurücklaufend nach Steinen oder sonstigem Material zum Unterpacken suchten.

Da half kein Schelten auf unsern Autobesitzer mit dem schönen schwarzen Schnurrbart und auch kein Ausschauen nach anderen Rittern der Landstraße, die uns mit einem Wagenheber hätten helfen können. Soweit wir auch unsre Blicke schweifen ließen oder unsere Ohren anstregten, zu lauschen, kein Staubwölk-

chen war am Horizont zu entdecken, kein Laut zu hören der auf das Kommen von Hilfe schließen oder hoffen ließ. Da half es nichts, trotz unserer weißen Anzüge mußten wir selbst mit Hand anlegen, den sehr eingestaubten, dreckigen, nicht leichten Wagen anfassen und anheben, um das Rad auszuwechseln. Und das in heißester Mittagssonne im heißesten Monat in Afrika! Da blieb kein Faden am Leibe trocken, und da fluchten sogar die Preußen schwäbische Flüche in Dur und Moll.

Na, wir waren ja in Ägypten, da blieb die Hoffnung, daß eine echte ägyptische Finsternis einbrechen würde, wenn wir nachher unsere Schritte an Bord lenken würden, damit uns unsere Cook-Reisenden nicht sähen. Wie würden sie uns sonst auslachen, wenn wir als Ritter traurigster Gestalt an Bord kletterten.

Doch vorläufig quälten wir uns hier noch ab, schwitzten und fluchten fürchterlich um die Wettel Na, endlich war das Rad aufgesteckt, schnell die Federscheiben drauf und die Muttern angezogen. Mit Kanalwasser und Wüstensand wurde wenigstens der schlimmste Dreck von den Hemden abgerieben.

Nun aber schnell hinein in den Wagen! Würden wir es überhaupt noch bis zur Abfahrt des Dampfers schaffen? Unser Fahrer war optimistisch. Er holte aus dem Wagen heraus, was nur mög-

lich war, wir kamen nach Ismailia, an den Suezkanal, brausten durch den Ort. Kontrollen gab es glücklicherweise hier nicht mehr. Die lange eintönige Strecke bis Port Said ging es dann ohne Zwischenfall ab. Nur einmal kochte der Kühler, aber unser Driver hatte einen Kanister mit Wasser bei sich zum Nachfüllen. Durch die Stadt ging es dann wieder langsamer. Wir näherten uns dem Hafen.

Dann hörten wir den Dampfer tuten. Sollten wir doch noch zu spät kommen? War das das Abfahrtsignal? Nein er rief nur nach seinen Kindern laut und eindringlich, und wir waren nun so nah, daß wir es auch hörten und uns beeilten. Die letzten Fremden waren bereits von Bord, und die Anlegebrücke wurde abgebaut, nur eine kleine Verbindung war für uns Nachzügler noch da. Unser Ägypter war ebenso glücklich wie wir, daß er uns noch pünktlich abgeliefert hatte und sein Geld bekam. Aber jetzt bat er nicht mehr um ein Zeugnis, ein Empfehlungsschreiben, das wir ihm für die Fahrt von Suez bis zu den Pyramiden gegeben hatten.

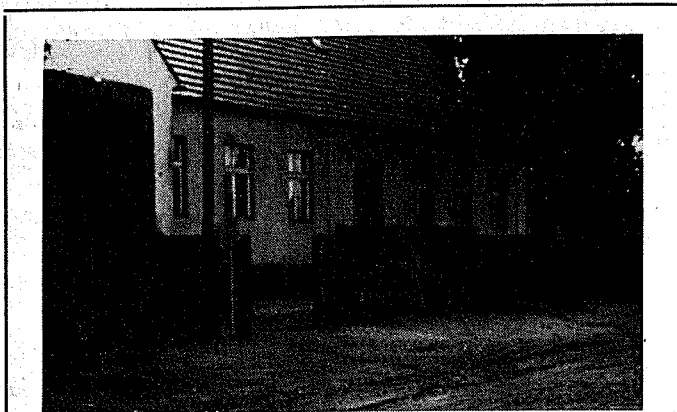
Ohne Verspätung verließen wir Port Said.

Für mich war es der Abschluß des Kapitels Afrika vor nunmehr 32 Jahren.
Georg Ritgen

Erinnerung an Gursen

Gursen war der Ort, wo ich vor achtzig Jahren das Licht der Welt erblickte. Laßt mich von allem, was schön in Kindheit und Jugend war, Abschied nehmen, denn meine Hoffnung, Gursen noch einmal zu sehen, habe ich aufgegeben.

Gursen, wie schön warst du, wie sauber aufgereiht standen deine Häuser an der mit Linden bepflanzten Straße. Als ich dich im Jahre 1943 nach mehrjähriger Abwesenheit wieder besuchte, von Jastrow kommend, konnte ich deine Häuser kaum entdecken, so versteckt lagen sie im Grünen. War Vaters Rat und Mahnung: „Pflanzt viel Obstbäume und Linden euch zum Nutzen!“ auf fruchtbaren Boden gefallen?



Die Schule in Gursen. Eine Aufnahme aus dem Jahre 1966

Ich durchwanderte dich bis unten zum Fließ hin, erfreute mich an dem herrlichen Panorama über den Mühlenteich hinweg bis hoch zur Windmühle und tief im Tal bis zur Wassermühle. Ja, du hattest alles Schöne: Wasser, Wiese, Wald, Berge und Täler.

Ich wanderte zurück zum Schulhaus, in dem ich geboren bin. Vor dem Hause standen sechs große Linden, nun aber nur noch fünf. Die erste an der Treppe war besonders stark gewachsen und hatte weit ausladende Äste. Wie oft bin ich als Kind da hinaufgeklettert, um mit vorübergehenden Kindern Kuckuck zu spielen.

Der Gaststall nebenan ist verschwunden; wie gern spielten wir um ihn „Greifchen“. Auch „Das letzte Paar hervor“ und den „Dritten abschlagen“ spielten wir mit Ausdauer. Ich sehe mich mit den anderen Kindern singend im Kreise gehen: „Mariechen saß auf einem Stein und kämte sich ihr golden Haar.“ Jeder Satz wurde fünfmal wiederholt. Wenn ich es so für mich hingsinge, vergleiche ich dieses Liedchen mit den heutigen Liedern der Jugend, die wir Alten so närrisch finden. Na, aber unser „Mariechen“, war das besser?

Wie erholten wir unsere Sommerabende in der Fliederlaube unter unseren Wohnzimmerfenstern. Ob die großen Steine noch

zwischen den Eisbeersträuchern, welche durch den Gartenzaun gewachsen waren, liegen? In den Sommermonaten saßen wir zwei Schwestern dort; hinzu kam noch eine Freundin. Da gab es ein lustiges Wettstricken. Zu jeder Zeit mußten wir uns sämtliche Winter- und Sommerstrümpfe selbst stricken. Und heute? Du liebes Kirchlein in unserem Garten, wie stolz und schmuck standest du, etwas erhöht, hinter einem Spalier von Eichen! In dir wurde ich getraut, in dir feierten wir glücklich den Weihnachts-Heiligabend. Wie schön spielte es sich Versteck hinter deinen Pfeilern außen herum! Und nun?

Wie verlassen und einsam stehst du da! In deinen Fensterhöhlen steht das Grauen. Wie verwildert ist deine Umgebung! Keiner besucht dich mehr!

Werdet ihr Gursener wieder Schützen- und Kinderfeste mit Musik und Fackelzügen feiern? Werdet ihr wieder an die Küdow wandern, wenn die Nüsse reif sind oder an jener Stelle angeln, wo es die seltenen Lachsforellen gibt?

Sehr ergriff mich immer das vom Kirchenchor gesungene Lied:

„Wie fleucht dahin des Menschen Zeit,
wie eilen wir zur Ewigkeit,
so mancher sinkt, eh' er's gedacht —
in Todesnacht.
O Seele, nimm dies wohl in Acht!“

E. Schnurkowski, Bückeburg

Zunehmende kritische Einstellung der US-Presse zu Polen:

„Chicago Daily News“: „Die rücksichtslose Vertreibung der Deutschen“

Chicago (hvp) Die Tatsache, daß in Polen der Antisemitismus erneut um sich greift, hat in der amerikanischen Öffentlichkeit eine zunehmend kritische Einstellung gegenüber der Volksrepublik Polen hervorgerufen. Dies hat auch zur Folge, daß die Frage der Massenausreibung der ostdeutschen Bevölkerung aus ihrer Heimat wieder ins Blickfeld der Betrachtung europäischer Angelegenheiten rückt. So befaßte sich die „Chicago Daily News“ zunächst mit der polnischen Agitation gegen den „Zionismus“, der in geradezu lächerlicher Weise für alle Übelstände in der Volksrepublik verantwortlich gemacht werde. Angesichts der Entwicklungen in der CSSR erscheine Polen nun als ein besonders rückständiges Land. In einem weiteren Artikel wurde darauf hingewiesen, daß Polen „die rücksichtslose Vertreibung von etwa 7 Millionen Deutschen aus den von ihnen seit langer Zeit bewohnten Heimstätten“ durchgeführt habe, wobei es sich um den „Höhepunkt der Zwangswanderungen in Mitteleuropa“ gehandelt habe. Nun habe der Außenminister der Bundesrepublik Deutschland, Willy Brandt, auf dem Nürnberger Parteitag der SPD den Polen erneut einen „Olivenzweig“ hingehalten, doch habe Warschau seinen Preis für eine Verbesserung der polnisch-deutschen Beziehungen ständig erhöht: Es verlange nun die Anerkennung des verhaßten Ulbricht-Regimes. Wenn der „Kalte Krieg“ andauern sollte, so liege ein großer Teil der Verantwortung dafür bei Warschau und Moskau.

Steinborn

Nicht nur den Steinbornern wird dieses Bild eine freundliche Erinnerung sein. Sicherlich werden sich auch sonst viele Leser des freundlichen Ehepaars Hermann und Meta Keller erinnern. Sie führten nicht nur jahrelang die Poststelle, sondern hatten auch ein gastliches Haus; sie betrieben in der Tat eine Gaststätte zur Erholung. Mancher wird in dieser Gaststätte nicht nur ein freundliches Ehepaar und einen angenehmen Aufenthalt vorgefunden haben, er wird sicherlich auch bei den vielen Ortsfestlichkeiten im Saal neben der Gaststätte zu einem Tänzchen angeregt worden sein.

Unser Heimatfreund Keller ist bereits vor einigen Jahren verstorben. Seine liebe Frau lebt heute bei ihren Kindern in 3101 Wietze (Landkreis Celle) und hilft noch fleißig im Geschäft ihres Sohnes Horst mit. Bekannte, ehemalige Kunden und Gäste der früheren „Gaststätte zur Erholung“ wünschen dem Geburtstagskind Meta Keller am 15. September alles Gute!



Das Treffen der Heinrichswalder

Wieder waren sie aus allen Himmelsrichtungen zusammengekommen und immer noch kamen neue Gesichter, die man seit Jahren oder gar seit 1945 nicht mehr gesehen hatte. Einige Landsleute waren leider am Erscheinen verhindert, obwohl sie ihr Kommen schon gemeldet hatten.

Einen sehr interessanten Bericht gab eine Heimatbekannte, die im letzten Jahre in Heinrichswalde zu Besuch weilte. Unser Dorf, welches früher schon, was Sauberkeit betraf, mit an erster Stelle stand, hinterläßt heute keinen schlechteren Eindruck. Mehrere kleine Gehöfte wurden im Dorf von den Polen neu geschaffen und zwar der Morgenzahl entsprechend, die Landgrenzen sind nach eigenem Ermessen verändert worden. Von den abgebrannten Gebäuden werden die Steine für andere Zwecke verwendet, hinterher wird aufgeräumt.

Ganz neu ist, daß es in Heinrichswalde keine Gastwirtschaft mehr gibt(!). Einen Laden mit alkoholfreien Getränken hat man im Hause des Schuhmachermeisters Kasiske eingerichtet.

Von Rutzens Gehöft ist die alte Bretterscheune fort, das Storchennest hat man aber auf die massive Scheune verlegt, und der Storch hat es auch bezogen. Wenn es auch nicht mehr derselbe aus unserer Zeit ist, so wird es doch bestimmt einer seiner Nachkommen sein.

Stegers heute voran

Wie die polnische Tageszeitung „Kösliner Stimme“ mitteilte, errangen die Postzusteller (Briefträger) im Bereich der „Wojewodschaft“ Köslin einen großen Erfolg im Wettbewerb um den Titel des besten Postzustellers 1967 der Oberpostdirektion Stettin. Den ersten Platz errang ein Zusteller des Postamtes Stegers, Kreis Schlochau. — Ausschlaggebend für die Bewertung war die gesamte Zustellarbeit sowie die Anzahl der erworbenen Zeitschriftenleser. Dank dieser Arbeit sei es gelungen, die tägliche Auflage der „Kösliner Stimme“ auf 42 254 zu erhöhen.

*

Im Endspiel der III. Fußballliga unterlag die Mannschaft der Schlochauer Bauhandwerker den Eisenbahnern aus Bromberg mit 0 : 1.

Bis zum Ende dieses Jahres wird sich die Zahl der Rundfunkknotenpunkte in der „Wojewodschaft“ Köslin um 41 erhöhen. Jeder zehnte Einwohner ist dann im Besitz eines Rundfunkempfängers.

Die kleinste Stadtgemeinde

Warschau (hvp) Die kleinste Gemeinde in Polen und den Oder-Neiße-Gebieten ist die Stadt Landeck im ostpommerschen Kreise Schlochau. Sie zählt gegenwärtig 532 Einwohner.

Was man heutzutage so erlebt!

Am Todestage Robert Kennedys, der ebenso wie sein Bruder John feige ermordet wurde, hatte ich den ganzen Tag in Kassel zu tun. Die Todesnachricht erhielt ich während des Mittagessens in einem Hotel durch den Wirt. Zwei Tische weiter saßen drei junge Burschen, die unserem Gespräch zuhörten. Darauf meinte einer von ihnen laut: „Das ist gut so, es müssen noch mehr von der Sorte umgebracht werden!“ Etwa fünf Minuten dauerte das Gespräch über dieses Thema zwischen den drei Burschen.

Wir alle wissen — und ich betone es ganz besonders —, daß nur ein geringer Bruchteil unserer Jugend so denkt. Es ist aber symptomatisch die Folge der Erziehung unserer Jugend durch einige wenige Jugend- und Freizeitstätten. — Ein Beispiel hierfür ist der „Jugendhof“ auf dem Hohen Dörnberg des Landes Hessen im Kreise Wolfshagen. Als Kreisrausschußmitglied hatte ich Gelegenheit, an einem Betriebsausflug des Landratsamtes in diese reizvolle Gegend teilzunehmen. Dort sah ich in der Eingangshalle des Jugendhofes folgende vier Bilder ausgestellt: auf dem ersten befand sich ein deutscher Husarenoffizier (1. Weltkrieg). Statt des Gesichtes erblickte man einen Totenkopf. Das zweite Bild zeigte einen Infanterieoffizier mit einem Wilderkerkopf. Das dritte Bild stellte einen Zivilisten in strammer Haltung ohne Kopf dar. Daneben lagen ein Hut, wie Bismarck ihn getragen hat und eine deutsche Dogge, die das Maul voller Blut hatte und sich beleckte. Auf dem vierten Bild aber war das Folgende zu sehen: Christus, daneben zwei Männer mit aufgespannten Regenschirmen, an deren Spitzen die Hände Christi aufgespießt sind, so daß er als Gekreuzigter dazwischen hängt. Kurz vor dem Mittagessen wurden wir vom Leiter des Jugendhofes begrüßt. Anschließend an seine Worte bat er, falls noch irgendwelche Fragen seien, ihm solche zu stellen. Als erster stellte ich ihm die Frage, ob die Bilder in der Vorhalle auch zur Jugenderziehung vonnöten seien und deshalb dort hingen. „Ja“, war die Antwort, „sie sollen das Abscheuliche sowie die Folgen eines jeden Krieges veranschaulichen“. Ich erwiderte, daß dann aber doch wenigstens ein Kommentar, eine Erklärung, dabeistehen müsse; oder aber man solle doch einwandfreie, die Schrecken des Krieges verdeutlichende Bilder zeigen. Die Antwort des Jugendleiters kann ich hierauf leider nicht mehr im Wortlaut wiedergeben. Es entspann sich unter den Anwesenden eine längere Diskussion, die nicht zu Ende geführt werden konnte, weil das Mittagessen aufgetragen wurde.

Ich will mit der Wiedergabe des Erlebten nur sagen, daß wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn von Jugendlichen, die durch eine solche Freizeitgestaltung laufen, Äußerungen wie die eingangs von den drei Burschen gehörten, getan werden. Sie meinten es auch so, wie sie es sagten. Willi Wendt



Wehnershof. Die Siedlungen.
Nach einer neuen Aufnahme.

Förstenu

Unser Landsmann **Hubert Zint** schreibt: „Seit meinem im März 1961 als Heimatvertriebener erfolgten Zuzug in die Bundesrepublik bin ich ständiger Bezieher des Kreisblattes. Als meine letzte Lehrerstelle im Kreise Tuchel in den polnischen Korridor geraten war, wurde ich als Flüchtlingslehrer nach Niederschlesien versetzt und habe sechzehn Jahre lang in einem Städtchen des Kreises Bunzlau amtiert. Obwohl wir dort die schönsten Jahre unseres Lebens verbracht haben, ist Förstenu doch unsere eigentliche Heimat geblieben. In jedem Jahre haben wir dort die vier Wochen unserer großen Ferien verlebt. Da mein Schwiegervater Gemeindevorsteher, Standesbeamter, Postagent und Rechner des Raiffeisens war, sind wir mit den persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen in Förstenu und seiner Umgebung bestens vertraut geblieben. Da ich weiß, daß viele, besonders auch junge Menschen an der Frühgeschichte unserer alten Heimat interessiert sind, habe ich einen Bericht über den polnischen Abdruck einer Urkunde zusammengestellt, die man wohl als polnische Handfeste für Förstenu bezeichnen kann. Für mich ist diese Urkunde ein Beweis dafür, daß die polnische Behauptung, unser Kreis Schlochau sei uraltes polnisches Gebiet, nicht den Tatsachen entspricht, denn sonst hätte man doch nicht auf eine deutsche Urkunde zurückgegriffen.“

Privilegium sculteti villae Ferstinowo Piotrocoviae 19. Jan. 1549

Durch Brand war den Schulzen von Förstenu die Handfeste mit der Festlegung ihrer Rechte und Pflichten vernichtet worden. Sie wandten sich nun unter Fürsprache des beim polnischen Hofe sehr geschätzten und hochherzigen Burgherrn von Posen und des Hauptmannes von Schlochau Janisius Latalsky an den König von Polen mit der Bitte, ihnen eine neue Bestätigung ihrer Rechte und Pflichten zukommen zu lassen. Nachdem die in Schlochau vorhandene Urkunde, wie es in der neuen Verfügung heißt, Wort für Wort aus der deutschen in die lateinische Sprache übertragen und vorgelegt worden war, willfahrte König Sigismund August dieser Bitte. Er geruhte, für die „vorsorgenden Schulzen Gregor und Joannis Szemrowow“ — (Ahnen der in Förstenu mehrfach vertretenen Geschlechter Semrau?) eine neue Ausfertigung ihrer Rechte und Pflichten ausstellen zu lassen.

Nach einer in derartigen Urkunden üblichen Präambel heißt es dann: . . . haben wir, uns stützend auf jene Eintragung in den Büchern und den Bericht des hochherzigen Burggrafen von Posen daraufhin bestimmt und bewilligen, gewähren auf die Fürsprache jenes hochherzigen Burggrafen für die vorgenannten Schulzen des Dorfes Förstenu, daß ihnen diese Urkunde mit dem Inhalt jener uns vorgelegten Eintragung anstelle des verbrannten Privilegs erteilt werde. Kraft ihrer soll das genannte Dorf Förstenu für alle Zeiten 71 Hufen Landes zwischen den von altersher gekennzeichneten Grenzen haben mit allen Früchten und Nutzungen, Weiden, Holzungen, Gebüsch, Brüchen und den übrigen dazugehörigen Vorteilen, ausgenommen jedoch die Wiesen und Seen, die unserer und unseres Sitzes zu Schlochau Nutzung vorbehalten sind. Von den 71 Hufen soll die Pfarre 4 Hufen haben abgabefrei und unbeschränkt, die Schulzen Gregor und Joannis Szemrowie selbst und ihre legitimen Nachfolger 7 Hufen zu Nutzung mit Rücksicht auf das ihnen zustehende Gerichtsamt. Die Einwohner jenes Dorfes sollen uns schulden und sind gehalten, jeder von ihnen von einer Hufe jegliches Jahr zum Fest des hl. Martin 14 Sgroschen baren Geldes, 1 Scheffel Hafer und 2 Hennen zu zahlen und zu liefern und 3 Tage lang um die Zeit der Heuernte oder zu irgend welcher anderen Zeit uns zu dienen, wann sie durch den jeweiligen erhabenen Burggrafen von Posen und Hauptmann von Schlochau oder dessen Beamten gefordert werden.

Die genannten Schulzen, die derzeitigen und die jeweiligen, haben uns die erwähnte Haferabgabe zu leisten und mit einem Pferd zu dienen, wann und zu welcher Zeit die Notwendigkeit es erfordert und wie die anderen Schulzen diese Leistungen zu erbringen verpflichtet sind. Es sollen aber die Schulzen den 3. Teil der Einkünfte aus dem Gerichte und den Schänken behalten und die übrigen beiden Teile unserem Sitze zu Schlochau abzuliefern verpflichtet sein.

Zum Zeugnis dieser Urkunde ist unser Siegel beigefügt. Gegeben auf der Allgemeinen Versammlung in Petricow am Sonnabend vor dem St. Agnes-Tag des Jahres des Herrn Tausend fünfhundert neunundvierzig, in dem zehnten unserer Herrschaft als König.

Mit diesem kurzen Rückblick auf die Frühgeschichte unserer Heimat hoffe ich, allen geschichtlich interessierten Förstenuern eine kleine Freude bereitet zu haben.

H. Zint

Lindenberg

Wer sieht nicht vor seinem geistigen Auge den herrlichen Lindener Wald? Wer hat sich nicht an den ausgedehnten, wohlgepflegten Beständen erfreut? Wie reich waren die Waldungen an edlem Wild! Im Sommer boten Spaziergänge durch die kühlen, schattigen Wälder rechte Erholung, und im Winter durch den tief verschneiten Lindener Forst zu streifen, vielleicht auch mit einem Schlitten zu fahren, war ein Erlebnis und der Gesundheit förderlich.



Das Forsthaus Lindenberg im Winter. Foto: Ernst Scholz

Über dieses kleine Königreich übte Herr Forstrat Pampel seine gestrenge Herrschaft aus, den die Schlochauer oft hoch zu Roß in den Straßen ihres Städtchens erblickten, das er in regelmäßigen Abständen zur Erledigung seiner Dienstgeschäfte aufsuchte.

Sein Dienstbereich Lindenberg hatte eine besondere kommunalpolitische Geschichte. Größere zusammenhängende Güter bildeten im alten Preußen selbständige Gutsbezirke, in denen den Eigentümern die sonst von den Gemeinden zu tragenden öffentlichen Lasten — zum Beispiel die Unterhaltung der öffentlichen Wege — aufgebürdet wurden. Die Grundeigentümer hatten auch im besonderen in ihren selbständigen Gutsbezirken die polizeilichen Funktionen selbst oder durch einen Stellvertreter auszuüben. Die Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 für die sieben östlichen Provinzen ließ die bis dahin in Preußen vorhandenen selbständigen Gutsbezirke im allgemeinen bestehen. Später wurden solche, die außerstande waren, ihre öffentlichen Verpflichtungen zu erfüllen, oder weil das öffentliche Interesse, der Wille der Beteiligten oder kommunale Belange es erforderten, mit der Nachbargemeinde zusammengelegt.

Dieses Schicksal ereilte auch den selbständigen Gutsbezirk Lindenberg, der Eigentum des preußischen Staates war, eine große, vorwiegend mit Wald bestandene Fläche, die aber nur wenig Bewohner — meistens Beamte und Bedienstete der staatlichen Forstverwaltung — hatte, als die Zusammenlegung mit der Stadt Schlochau erfolgte. — Bis zu diesem Zeitpunkt deckten sich in großem Ausmaße die Interessen des selbständigen Gutsbezirkes mit denen des Grundeigentümers, in diesem speziellen Fall mit denen des preußischen Staates. So wurden zum Beispiel die privaten Holzabfuhrwege in gleicher Weise und in gleichem Umfang wie die öffentlichen Wege ausgebaut und unterhalten, weil gute Holzabfuhrwege die Preise, die bei Holzverkäufen der staatlichen Forstverwaltung erzielt wurden, außerordentlich günstig beeinflussten. Nach der Vereinigung mit Schlochau ergaben sich zwischen der Forstverwaltung und der Stadtverwaltung Schlochau gewisse Gegensätze, weil die Stadt zwar das Steueraufkommen vereinnahmte, aber nur das Netz der öffentlichen Wege, jedoch nicht das der Holzabfuhrwege, die für den allgemeinen Verkehr grundsätzlich gesperrt waren, zu unterhalten hatte. Im Laufe der Zeit jedoch gewöhnten sich beide Teile an die Neuordnung der Dinge, und es bildete sich eine — das muß ausdrücklich betont werden — harmonische Zusammenarbeit unter Wahrung der beiderseitigen Interessen heraus. Die Stadt hatte eine beachtliche, landschaftlich bedeutende Vergrößerung ihres Gebietes erfahren, und die Forstverwaltung war von einer ihrer urreigensten Aufgabe doch etwas entfernter liegenden kommunalen Verwaltungsarbeit befreit.

Dr. W. Handelsmann

Unsere Landsleute werden gebeten, bei Wohnungsänderungen ihre neue Anschrift dem Kreisblatt bekanntzugeben.

»...aber Hörner hatte eins!« Eine Jagdgeschichte von Joh. Lietz, Flötenstein

Gewohnheitsgemäß betrachte ich öfter meine die Jagddiele schmückenden Trophäen. Zur Blattzeit aber bleibt das Auge an diesem oder jenem Rehgehörn länger als sonst haften, und unvergeßliche Stunden werden wieder lebendig. Von einigen Erlebnissen möchte ich hier erzählen, um die Erinnerung an unsere Heimat, ihre Menschen und ihr Wild wachzuhalten.

Es ist Sonnabend, der 25. Juli 1936. Ein drückend schwüler Sommertag! Nach dem gemeinsamen Mittagessen bei Schwager Clemens Roggenbuck (Kruppeter), lege ich mich so recht faul und müde in den Schatten des großen Birnbaumes im Garten am Hammerfließ. Ein bißchen Ruhe war nötig, denn man soll ja auch an heißen Tagen einen kühlen Kopf behalten. — Ich überdenke zunächst den Ablauf der ausgedehnten, interessanten Frühpirsch dieses Tages. Wegen der Erntearbeiten auf den Feldern entschieße ich mich, den Rest des Tages in einer ruhigeren Gegend zu verbringen. Der äußerste Revierteil zwischen dem Glamken- und Schlipphöhlensee, gute vier Kilometer vom Dorf entfernt, scheint mir dafür geeignet.

Gegen 16 Uhr nehme ich Rucksack sowie Büchse und schwing mich aufs Rad. Eigentlich ein bißchen zu früh bei der höllischen Hitze. Zum Glück gibts aber Dorfwirtshäuser. Da kein Wirt es gerne sieht, wenn man immer nur vorbeifährt, wird beim Semrau Albert — bei dem ich vorbei muß — kurz eingekehrt. Ein erfrischender Trunk belebt die Lebensgeister. Einige Kleinigkeiten werden noch dem Rucksack einverleibt und weiter geht's! Nach einigen Minuten verlasse ich die Rummelsburger Landstraße und biege links ab auf die große Trift, in Richtung Hinterplan.

Kurz vor Clemens' Wald arbeiten auch „seine Leute“ fleißig in der Roggenerte. Mit lachender Geste ladet mich meine — damals einundzwanzigjährige — Schwägerin Martha zur Mithilfe ein. Ebenso freundlich winke ich ab, zeige mit erhobenem Arm in meine Fahrtrichtung, wünsche viel Spaß und radle weiter. — Hierzu muß ich bemerken, daß das Problem „Mithelfen“ grundsätzlich geklärt war — auf meine Weise. Meine Meinung ist, daß Urlauber und Feriengäste im allgemeinen unzuverlässige Arbeitskräfte sind und daher die Arbeitsmoral der anderen untergraben und daß man übrigens bei der Arbeiterei die schönste Zeit „vermurkse“. Das hatte überzeugt!

Nach etwa zehn Minuten Fahrtdauer endet die Trift. Auf überwachsenem Feldweg geht's zunächst nach rechts weiter. Um eventuell auf den Läufen befindliches Wild nicht zu vergrämen, pfeife ich das Lied: „Das Wandern ist des Müllers Lust . . .“ Schließlich biege ich links in einen mit hohen Kiefern bestandenen Waldstreifen. Hier muß ich das Rad an geeigneter Stelle ablegen, denn der jenseitige Rand — mein endgültiges Ziel — des ziemlich steil abfallenden, etwa 90 Meter breiten Hanges ist nur zu Fuß zu erreichen. Endlich sitze ich, gut verblendet, in einem kleinen Erdloch an einem großen Wacholderbusch. Das Gelände vor mir gleicht einer großen, querliegenden, an beiden Enden offenen Mulde mit einem kleinen Hügel in der Mitte. Von meinem erhöhten Sitz aus kann ich nach links und rechts je eine kleine Wiese einsehen. Sie sind zum größten Teil von Wald umgeben; die Entfernung zu beiden beträgt etwa neunzig Meter. Vor mir zunächst ein Streifen Brachland, hinter dem Hügel zum Teil sumpfige Wiesen. Halb links, einen Kilometer entfernt, zeigt sich ein Dach von Richter Karls Gehöft auf dem Donnersberg. —

Nun sitze ich hier und bin mit Gott und der Welt zufrieden. Hier habe ich Licht, Luft Erdgeruch, Heideduft und Einsamkeit. Welch ein Gefühl!

*

Es ist noch nicht 18 Uhr. Außer den Meisen, die in den Kiefern auf- und abturnen und einigen Hähern, die sich hinter mir vernehmen lassen, aber keine Warnrufe hervorbringen sondern sich in ihrer Sprache über alle Vorkommnisse in den verschiedensten Tönen unterhalten mögen, ist heiliger Friede.

Eine halbe Stunde mag verstrichen sein. Da äst auf der rechten Wiese eine Ricke mit zwei Kitzen. Sie muß aus der anschließenden Dickung hervorgetreten sein. Auf einmal windet sie und äugt in meine Richtung. Mich kann sie aber nicht meinen, denn ich bin in gutem Wind und für sie unsichtbar. Mit sichtlich besorgter Eile treibt sie ihre beiden Kitze hinter sich in die Deckung und kommt allein wieder heraus. Gleich darauf erscheint von rechts oben ein Bock. Offenbar hat sie Angst vor seinen Grobheiten für ihre Kitze. Es ist ein ausgesprochen junger Bock mit hohem Gablergehörn und guter Auslage. Beste Erbmasse! Der Finger bleibt gerade. Wohl zehn Minuten halten sich beide auf der Wiese auf, dann gehen sie auf den Abendbummel. —

Wenig später vergnügt sich in meiner Nähe, jetzt im Juli, ein Hasenpärchen beim Hochzeitsspiel. Der Rammeler ist aufdringlich, und die Schöne will anscheinend nichts von ihm wissen. Er hüpf umher wie ein eitler Pfau, erntet aber doch nur Ohrfeigen. Schließlich wird es der Häsinn wohl zu dumm, denn sie räumt das Feld. „Er“ folgt!

Inzwischen ist es gegen 19 Uhr geworden. Mein Blick streift den Rucksack, und ich verspüre Appetit auf ein handfestes Abendessen. Halt, — da links, aus einem Kiefernjungwuchs von Knie- bis Mannshöhe tritt ein Reh auf die kleine Wiese. Es äugt herüber, ein Bock! Im Glase sehe ich einen eisgrauen Kopf, starker Träger mit einer dunklen Sechserkrone, aber mäßiger Auslage. Nach Figur und Benehmen: alter Bock! Ich nehme die Büchse zur Hand und warte, daß er sich breit stellt. Doch aus dem Stand heraus macht er eine Linkswendung und verschwindet im Stechschritt hinter dem kleinen Hügel. Zunächst sitze ich etwas ratlos da! Was tun? Ich stehe auf, nichts zu sehen! Dann verlasse ich meinen Sitz, gehe in geduckter Stellung schnell fünfundzwanzig Meter bis zur Senke, krieche dann vorsichtig den kurzen Hang hinauf, hebe vorsichtig den Kopf und sehe auf etwa siebzig Meter den vertraut äsenden Bock. Kopf wieder runter, schiebe ich mich noch etwas vor, ziehe die Büchse ins Gesicht und lasse fliegen. Im Knall ruckt der Bock zusammen, bleibt auf der Stelle stehen, senkt tief den Kopf, tritt ein paarmal wie betrunken hin und her und fällt verendet um.

Schnell bin ich bei dem braven Bock. Er ist etwa siebenjährig und hat eine dunkle gutgeperlte Sechserkrone. — Ich trage ihn in den Kiefernbestand in Nähe meines Sitzes, breche ihn auf, gebe ihm den letzten Bissen, stecke ihm einige sperrige Brüche in die Bauchhöhle und hänge ihn dann im schattigen Luftzug zum Ausschweifen auf.

Wieder am Wacholderbusch sitzend, lange ich mir jetzt den Rucksack, lege mir alles zurecht, esse, trinke und genieße. Da kommt mir der Gedanke, hier heute bis zum völligen Schwinden des Büchsenlichtes zu bleiben. Morgen — so habe ich erfahren — soll im Dorf Ablaß-Sonntag sein. Zu diesem Gottesdienst erscheinen stets mehrere Pfarrer aus den benachbarten Kirchengemeinden. Einer dieser Geistlichen hält dann die Predigt. Außerdem ist dieses Kirchenfest in der Regel zugleich Anlaß für viele Auswärtige, Verwandte und Bekannte im Dorf zu besuchen. Oft dreht und surrt an diesem Tage ein Karussell auf dem Marktplatz seine Runden. Diesen Gottesdienst will ich besuchen und auch sonst „etwas Sonntag machen“. — Hierzu sei mir die folgende Abschweifung gestattet:

*

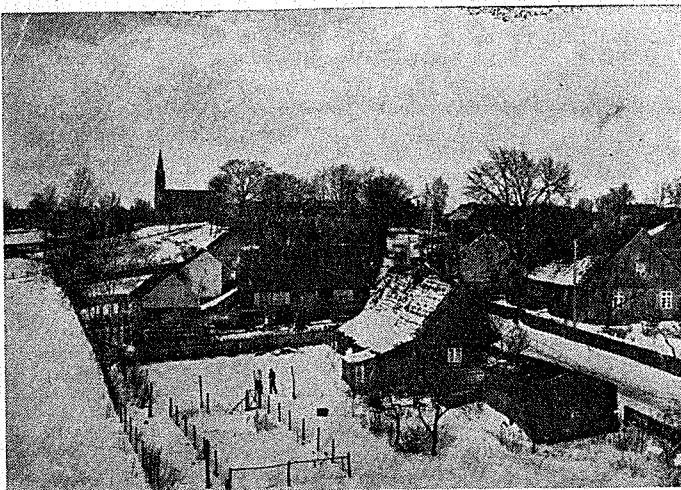
Es mag 1912 oder 1913 gewesen sein. So an die zwanzig Jahre war ich alt, da machten ein Arbeitskollege und ich — zwei Müller — eine Radtour von Altbraa — Schneidemühl aus über Eisenbrück — Neubraa nach Prechlau (Luftlinie etwa 16 km) zum Ablaß-Sonntag. Diese Predigt hatte es in sich . . . Der Pfarrer ließ bei seinen Zuhörern — so empfand ich es — keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nach Gottes Willen Keuschheit das Wichtigste sei. Insbesondere galt's wohl der jungen Damenwelt, „denn“, so wettete es von der Kanzel unter anderem herunter, „stundenlang stehen sie vor dem Spiegel, ziehen das Mündchen so, drehen die Augen so, um ein Blickfang der Männer zu werden. Aber bedenket, in drei Tagen könnt ihr ekelhafte Leichen, ein Fraß der Würmer sein!“ — Sehr deutliche, aber bestimmt gut gemeinte Worte. Wohl niemand von den Zuhörern fühlte sich getroffen, denn die Damen des Kreises Schlochau waren ohnehin so „schmuck“, daß sie nicht Stunden vor dem Spiegel zubringen mußten. — Ja, wie haben sich die Zeiten geändert! Wer findet noch etwas dabei, wenn auf den Titelseiten der Illustrierten — sich die Damen zeigen: barfuß bis zum Kinn . . . ?

*

Doch zurück zur Sache! Gegen 20 Uhr merke ich, wie bang die Luft geworden ist. Es riecht nach Gewitter. Natürlich, hinter mir ist der Himmel ja schon ganz schwarz. Auch aus Richtung Lanken steigt eine dunkle Wolkenwand empor. Ich weiß, in dieser buckligen Gegend kann es sehr rasch gehen. Bei Gewitter war ich immer gern in der freien Natur. Heute aber und hier, das kommt mir sehr ungelegen. Zeitlich paßt es auch überhaupt nicht in meinen Plan. Nun grollt es auch schon auf in der Ferne. Wie weißes Metall wirken die beiden Wildtauben, die in beschwingtem Flug vorbeieilen. Jetzt klatschen die ersten Tropfen nieder, groß wie Vogeleier. Schnell verstaue ich meinen Bock in den Rucksack, stelle das Gewehr beiseite und schliefe in einen Busch. Dort, wo er am dichtesten ist, lege ich

Mich auf den Bauch und bin entschlossen, liegen zu bleiben, komme was kommen mag. Und es kommt bald, nämlich das Wasser! In allen Taschen spüre ich es bereits. Aber da es bekanntlich nicht durch die Haut geht, kann es ertragen werden. Blitz auf Blitz zuckt, Donner auf Donner läßt die Erde erbeben. Sehen kann man nicht zwanzig Meter weit. Trotzdem ist es für einen Freund der Natur und des Humors eine fabelhafte Sachel Meine Lage, zwar gut ausgewählt an dem Hange, wird noch brenzlicher; ich muß mich festhalten, um nicht weggespült zu werden. Wie ein riesiges Gebirge sieht der dunkle Himmel jetzt aus. Das Gewitter scheint sich zu beruhigen, aber es regnet weiter. — Ich richte mich auf und suche mit dem Glase das Gelände ab. Nur schemenhaft glaube ich, rechts auf der Wiese Rehwild zu erkennen. Genaues Ansprechen ist nicht mehr möglich. So beschließe ich, aufzubrechen. Noch nasser kann ich nicht werden. Vorwärts!

Auf dem Hof herrscht Ruhe. Der Bock wird in die überdachte Durchfahrt zum Fließ gehängt. Leise will ich mich in mein Zimmer verkrümmeln, da erwischt mich, aus der Küche kommend, Schwägerin Martha. Etwas „putzig“ muß ich wohl aussehen, denn sie zieht mich am Arm in die Küche und sagt: „Na, wenn du bei uns geblieben wärest, dann hättest vielleicht was geschossen.“ „Sooo?“ „Ja, es kamen Rehe auf die Süßlupinen.“ „War ein Bock dabei?“, fragte ich. „Ja, das weiß ich nicht, aber Hörner hatte eins“, ist die Antwort. „Waidmannsdank!“ sage ich, „wird morgen nachmittag geklärt werden.“ Dann verabschiede ich mich, gehe zufrieden in mein Zimmer, entnehme der Steinhägerflasche zwei kräftige Züge, krauche ins Bett und habe im Nu Regen und auch mich selbst vergessen. —



Flötenstein. Das Mühlenende. Im Hintergrund die kath. Pfarrkirche mit dem Ortsteil „Ort“.

Sonntag, 26. Juli. — Gut geschlafen und ausgeruht wachte ich kurz nach sieben Uhr auf. Wohl die ganze Nacht über hatte es geregnet. Aber bald brannte die Sonne mit aller Kraft wieder vom Himmel, als wollte sie den unfreundlichen Eindruck des letzten Tages vergessen machen. Im Dorf herrschte reges Leben. Viele Auswärtige fanden sich ein. Auch Clemens bekam Besuch aus Abbau Grabau (Steinberg).

Gegen zehn Uhr war die Kirche voll zum „Platzen“. Alles braun verbrannte Gesichter! Es war ein erhebender Gottesdienst mit der guten Predigt eines auswärtigen Pfarrers . . .

Zum Mittag gabs Hammelbraten aus eigener Schlachtung. Während des Essens wurde die Skatrunde festgelegt. Ich war natürlich mit von der Partie, bat aber, mich spätestens um 18 Uhr freizugeben, um auf dem Hinterplan ein gestern gesichtetes „Rehe mit Hörnern“ auszumachen und es möglichst auf die rote Decke zu legen, sofern es in den Abschlußplan passe. Ich fand volles Verständnis, und zur vereinbarten Zeit verabschiedete mich die Runde mit einem kräftigen „Waidmannheil!“

Diese Pirsch begann mit einem Radrennen. Erst auf der großen Trift wurde ich langsamer und stieg schließlich auf dem höchstgelegenen Punkt vom Rad. Ich setzte mich auf einen großen Feldstein und brannte mir eine Pfeife an, um die Windrichtung genau zu prüfen. Von hier aus hatte ich einen guten Rundblick. Das links — in Richtung Reinfelder Weg — gelegene Lupinenfeld, das am oberen Ende an einen Haferschlag stieß, konnte ich gut einsehen. Da — ich traute meinen Augen nicht! Aus dem Hafer gestürmt, kommen Ricke und Bock, schlagen einen Halbbogen und verschwinden wieder im Halmenmeer. Nun wußte ich Bescheid und legte mir erst einmal einen Anpirschplan zurecht. Jetzige Entfernung etwa 400 Meter, dazwischen Sommerroggenschlag, ein großer Streifen Wrucken und anschließend Kartoffelfeld. Von diesem aus war ein Schuß

auf etwa 90 Meter sicher wenn ich ungefähr zwischen Kartoffel- und Lupinenschlag war. — Also los!

Zunächst die flache Mütze mit kleinem Schirm fest auf den Kopf gezogen. So geht's sehr vorsichtig, mal kriechend, bald in gebückter Stellung gehend, auf Umwegen meinem Ziele zu. Den Lupinenschlag immer im Auge behaltend, sehe ich nach wenigen Minuten erneut die wilde Jagd für einen Augenblick aus dem Hafer kommen und wieder verschwinden. Nach fünfzehn Minuten etwa, völlig durchschwitzt, bin ich im Kartoffelschlag in der Nähe der Lupinen. Hier zu bleiben, erscheint mir wegen der ungünstigen Lage und der zu weiten Entfernung nicht ratsam. Also weiter bis zur verhältnismäßig tiefen Ackerfurche zwischen Kartoffeln und Lupinen. Jetzt robbe ich bis etwa siebzig Meter an den Haferschlag heran. Inzwischen waren bereits zwei Rehe aus dem Hafer in die Lupinen ausgetreten und ästen ruhig in der kleinen Senke. Ich konnte nur ihre Rücken sehen. Nun war höchste Vorsicht geboten, denn jeden Augenblick konnte „Er“ — mir bisher unbekannt — irgendwo erscheinen! Kaum ausgedacht — kam er auch, aber nicht etwa — wie erwartet — in Höhe der Ricken, sondern direkt vor mir steckte der Bock den Kopf aus dem Halmenmeer.

„Nur mit der Ruhe!“, mahnte ich mich und lag wie ein Steinblock. Wie eine wunderbare Statue steht der Bock mit erhobenem Haupt und äugt wohl eine Minute lang scharf zu mir her, tritt dann einige Schritte nach links in die Lupinen und sichert erneut unbeweglich. Nun beginnt das wohlbekanntes Scheinäsen und plötzliche Aufwerfen. Beide Ricken äugen zum Bock, äsen aber bald wieder ruhig weiter. Jetzt scheint sich der Bock sicher zu fühlen und zieht, hastig äsend, ihnen nach. Längst habe ich ohne Glas erkannt, daß es sich um einen starken, abschufreifen alten Herrn handelt. Wenige Minuten vergehen. Der Bock hat mittlerweile eine kleine Bodenfalte erreicht, steht jetzt breit, wirft auf und sichert. Ich warte, bis er noch etwas vortritt. Ganz vorsichtig richte ich mich gedeckt soweit auf, daß ich schräg liegen kann. Blitzschnell hebe ich die Büchse an den Kopf, der Zielstachel steht fast hinter dem Blatt — Schuß! — Mit tiefem Haupt ging er in kurzen rasenden Fluchten ab und entschwand im nahen Haferschlag meinen Blicken. Sofort ging ich zum Anschuß. Dort lag hellroter, blasierter Lungenschweiß. Nach dieser Feststellung brauchte ich nicht lange zu warten. Der Bock konnte nicht weit liegen. —

Vom Anschuß an folgte ich der Schweißfährte. Im Hafer machte ich immer erst einen weiteren Schritt, wenn ich den nächsten Schweiß sah. Als ich nach etwa dreißig Metern vor dem Gestreckten stand, war meine Freude groß über die starken, gut vereckten Stangen, die prächtigen Rosen und die gute Perlung. Ein Griff ins Geäse bestätigte mir das geschätzte Alter.

Auf dem kürzesten Weg brachte ich den Bock zur Trift an eine kleine Kiefer. Nachdem ich ihn aufgebrochen, den Aufbruch eingebuddelt und den Braven gerecht gestreckt und verbrochen hatte, brannte ich mir eine Pfeife an. Dann hielt ich ihm wohl zehn Minuten lang die Totenwacht in stiller Beschaulichkeit und dankbarem Nachdenken über die mir verhältnismäßig schnell zuteil gewordene jagdliche Freude. — Singend aus innerem Glückgefühl heraus, fuhr ich genießerisch langsam nach Hause. Hier wurde ich mit lautem „Horrido“ empfangen, weil ich so schnell Waidmannsheil hatte. Natürlich wurde unter diesen Umständen der Abschluß des Abblauf-Sonntags noch gebührend gefeiert. — Es war ein köstlicher Tag!

*

Wenn man so allmählich älter wird und sein 75. Ende zu schieben im Begriff steht, beschäftigen sich die Gedanken doch öfter mit diesen — gottlob angenehmeren — Geschehnissen vergangener Zeiten. Die Erinnerung ist ja auch das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann. Und das ist gut so! Es macht froh und munter. Drängt sich jetzt noch die Frage auf: — und was erhält jung? Antwort: Arbeit und Erinnerung!

Rückgang der Milchleistung in Ostpommern

Warschau (hvp) Die polnische Parteizeitung „Glos Koszalski“ führte darüber Klage, daß die Milchleistung je Kuh gegenüber dem Vorjahre auf den Staatsgütern in Ostpommern nicht unerheblich abgenommen hat, am schlimmsten im Staatsgüter-Kombinat Glowitz und überhaupt auf den Staatsgütern der Kreise Deutsch-Krone und Schlochau. Als hauptsächlicher Grund für die Abnahme der Milchleistung wird die allein „extensive“ Bewirtschaftung des Grünlandes bezeichnet, das weithin allein als Viehweide verwendet werde.

Werbt für unsere Heimatzeitung!

An die Flatower Landsleute

Unserem Landrat aus Flatow — unserem Oberkreisdirektor in Gifhorn,

Herrn Dr. Ackmann, zur Erinnerung.

Ende September 1968 geht Herr Dr. Ackmann in den Ruhestand. Wir Flatower verdanken ihm unendlich viel. Während seiner Tätigkeit in Flatow hat er für uns gearbeitet. Und gar erst in Gifhorn! — Durch seine Hilfe wurde der Kreis Gifhorn unser Patenkreis. Durch seine Fürsprache hat der Kreis Gifhorn uns als seinen Patenkindern so unendlich viel Gutes und Schönes angetan. Immer wieder hat der Patenkreis für unsere Treffen in Gifhorn Vorsorge getroffen. Die Jugendtreffen wurden uns ermöglicht. Wir wollen Herrn Dr. Ackmann alle herzlichst danken. Wir wollen ihm daher zum Abschied ein Erinnerungsgeschenk mit dem Flatower Wappen überreichen, das ihn auch

weiterhin unseres Gedenkens und unseres unverbrüchlichen Dankes versichern soll.

Ich bitte Sie alle, sich an dieser Gabe zu beteiligen. Ihre Spende bitte ich an Herrn Kurt Hahlweg auf das Sonderkonto der Kreissparkasse in 236 Bad Segeberg, Nr. 984 299 — Stichwort Landrat Dr. Ackmann — einzuzahlen.

Wir werden eine Liste der Spender (natürlich ohne die Summen) anfertigen und diese zusammen mit dem Abschiedsgeschenk überreichen. Die Abrechnung wird Herr Hahlweg unserem Kreisausschuß vorlegen.

Ich sage Ihnen im voraus schon jetzt meinen Dank für Ihre Bereitwilligkeit und Ihre Mithilfe.

Juni 1968
24 L ü b e c k
Friedhofsallee 58

F. J. v. Wilckens
Heimatkreisbearbeiter
Kreis Flatow

Familien-Nachrichten

Veröffentlichungen in aller Kürze kostenlos (Bildpreis auf Anfrage) Mehrzeilen (Grüße usw.) müssen berechnet werden.

Geburtstage Kreis Schlochau

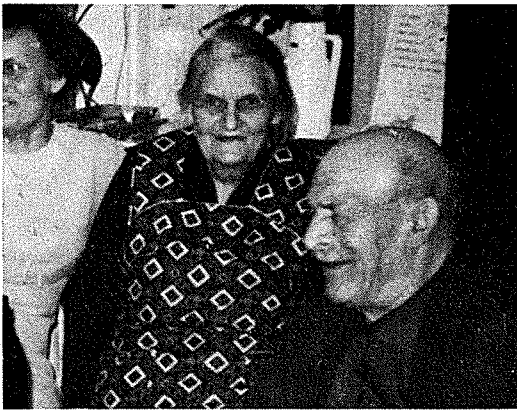
Monat Juli 1968

- 89 Jahre alt am 20. Juli Bank- und Sparkassendirektor i. R. Hermann Enß aus Schlochau, Kreisbank. Jetzt: 51 Aachen, Bismarckstraße 61
- 88 Jahre alt am 18. Juli Frau A. Hoffschild geb. Hinz aus Hammerstein. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Willy in 506 Bensberg-Refrath, Scharrenbroichweg 21
- 87 Jahre alt am 25. Juli Frau Anna Wilke aus Pr. Friedland. Sie wohnt jetzt bei ihrer Tochter Irmgard Hübner in 2203 Horst (Holstein), Heimstraße 7 in einem wundervollen Rentnerheim, von denen ihr Sohn, der Bürgermeister Gerhard Wilke, in Horst zur Freude aller alten Menschen bisher 24 Wohnungen geschaffen hat.
- 86 Jahre alt am 26. Juli Rektor i. R. Jakob Grochocki aus Prechlau. Jetzt: 2845 Damme (Oldb.), Gartenstraße
- 83 Jahre alt am 23. Juli Frau Martha Schulz aus Stegers, Pflastermühler Weg. Ihren wohlverdienten Ruheabend verlebt sie bei ihrem Sohn Alfons in 422 Dinslaken, Schanzenstr. 2

- 79 Jahre alt am 21. Juli Frau Friedel Ritgen aus Pr. Friedland, Düstergasse. Jetzt: 3251 Ohrberg/Kl. Berkel, Friedrich Grabbe-Straße 45
- 78 Jahre alt am 20. Juli Frau Maria Lapzin aus Schlochau, Lange Straße 12. Jetzt: 5159 Türnich (Bez. Köln), Poststr. 29. Sie grüßt hierdurch alle ihre Verwandten und Bekannten aus Stadt und Kreis Schlochau.
- 77 Jahre alt am 31. Juli Frau Gertrud Pfeil aus Schlochau, Markt 1. Jetzt: 328 Bad Pyrmont, Helenenstraße 12 a
- 76 Jahre alt am 18. Juli Frau Grete Kurzhals aus Schlochau, Kreiswerkstatt (Ehefrau des Schlossermeisters K. Kurzhals). Jetzt: 3572 Stadt-Allendorf, Niederkleiner Straße 17
- 70 Jahre alt am 26. Juli Ldsm. Christian Röder aus Schlochau. Jetzt: 53 Bonn-Endenich, Im Bachfeld 2
- 69 Jahre alt am 16. Juli Frau Lina Schubert geb. Thom aus Pr. Friedland. Jetzt 1 Berlin 51, Alt-Reinickendorf 54
- 69 Jahre alt am 20. Juli Ldsm. Friedrich Bahr aus Pr. Friedland. Jetzt: X 1055 Berlin, Marienburger Straße 23
- 63 Jahre alt am 18. Juli Frau Luise Hirse geb. Krowke aus Pr. Friedland. Jetzt: 1 Berlin 21, Flemingstraße 7, ptr.
- 60 Jahre alt am 17. Juli Tischler Hans Lietz aus Hammerstein, Mittelstraße 1. Jetzt: 3111 Kl. Süstedt Nr. 22 (Kreis Uelzen)

Monat August 1968

- 98 Jahre alt am 12. August Landwirt Franz Wangrczyn aus Schlochau, Bahnhofstraße 11. Jetzt wohnt er bei seiner Tochter, Frau Elisabeth Ballermann, 2406 Stockelsdorf/Lübeck, Lottiner Straße 1
- 89 Jahre alt am 11. August Frau Minna Krüger geb. Juhr aus Wehnershof. Sie ist noch recht rege und liest mit Freuden das Heimatblatt. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Trudchen und Schwiegersohn Willi Weiß in 2341 Gut Olpenitz (Kreis Eckernförde)
- 87 Jahre alt am 20. August der Lehrer i. R. Otto Heybutzki aus Schlochau, später Schönlanke. Jetzt wohnt er in 315 Peine, Drosselweg 4
- 86 Jahre alt am 30. August Frau Maria Gollnick aus Förstenua. Jetzt: 3 Hannover, Auf dem Loh 14
- 83 Jahre alt am 3. August Frau Maria Tünke geb. Stutzke aus Barkenfelde. Jetzt: 2 Hamburg 71, Maimoorweg 49/a. Allen Bekannten aus der Heimat sendet sie Grüße!

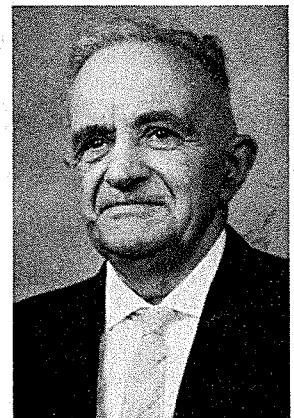


Frau Marta Karow geb. Schönte aus Pr. Friedland, Gartenstraße 10, wurde am 2. Juli 1968 81 Jahre alt, während ihr Ehemann Hermann am 9. Februar 1968 seinen 80. Geburtstag begehen konnte. — Das Ehepaar Karow grüßt zusammen mit seinen Töchtern Else, Hildegard und Liesbeth alle Pr. Friedländer aus: 581 Witten-Heven, Seveckenhof 17 bei Fricke.

- 80 Jahre alt am 17. Juli Frau Maria Dreweck geb. Foelz aus Kramsk. Sie wohnt jetzt in 314 Lüneburg, Johanna-Stegen-Straße 9 und grüßt von dort alle Kramsker und Bekannten aus der Heimat.
- 80 Jahre alt am 18. Juli Fräulein Minna Teschke aus Schlochau, Unter den Linden. Jetzt 2407 Bad Schwartau, Cleverhofer Weg 35
- 80 Jahre alt am 21. Juli Frau Alma Bennwitz geb. Panknin aus Beatenhof bei Pr. Friedland. Jetzt wohnt sie bei Frau Thea Bartelsen in 8031 Walchstadt am Wörthsee/Obb., Hauptstraße 5
- 80 Jahre alt am 22. Juli Ldsm. Franz Loeper aus Flötenstein. Er wohnt jetzt in X 7803 Brieske-Ost, Kr. Senftenberg (Niederlausitz) (Zone), Briesker Straße 6. Dort sind auch seine drei jüngsten Söhne verheiratet.

Seinen 80. Geburtstag feiert am 9. August 1968 der ehemalige Landwirt Ernst Dux aus Prützenwalde, Kr. Schlochau, jetzt in 509 Leverkusen, Luisenstr. 15 wohnhaft.

Seine Ehefrau Frieda Dux geb. Gänger kann am 15. August 1968 ihren 71. Geburtstag begehen. — Hierdurch grüßt das Ehepaar Dux alle Freunde und Bekannten aus Prützenwalde und Umgebung herzlich.



- 83 Jahre alt am 26. August der Postbetriebswart i. R. Emil Dahlmann aus Schlochau, Lange Straße 20. Er wohnt jetzt bei seiner Tochter in 3441 Hitzelrode über Eschwege.
- 82 Jahre alt am 21. August Witwe Ida Haß geb. Kurzhals aus Schlochau. Sie wohnt jetzt bei ihrem jüngsten Sohn Franz in 423 Wesel, Offermannstraße 26. Es gratuliert recht herzlich Bruder Karl.
- 77 Jahre alt am 17. August Ldsm. Eugen Hagner aus Peterswalde. Jetzt 1 Berlin 13, Halemweg 23
- 74 Jahre alt am 5. August Frau Klara Krüger geb. Dziendzielwski aus Pr. Friedland. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Bruno in 311 Uelzen, Eichendorffstraße 21
- 74 Jahre alt am 12. August Frau Klara Dobrogotz aus Platzig. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Hedwig Kosche in 1 Berlin 20, Lynarstraße 7
- 73 Jahre alt am 18. August Verw.-Direktor i. R. Fritz Stern aus Schlochau, während seine Ehefrau Hedwig am 11. August ihren 70. Geburtstag begehen kann. Jetzt wohnt Familie Stern in 3032 Fallingbostal, Goethering 5
- 72 Jahre alt am 13. August Ldsm. Bruno Knitter aus Pr. Friedland. Jetzt: 1 Berlin 65, Bergstraße 30
- 72 Jahre alt am 16. August Ldsm. Otto Schütt aus Schlochau, Am Bahnhof. Jetzt: 1 Berlin-Wilmersdorf, Straße am Schoerlpark 4
- 71 Jahre alt am 2. August Herr Pfarrer i. R. Friedrich Trömel aus Stegers, Gotzkau, Rittersberg, Bärenwalde, Elsenau, Ruthenberg nebst Wehnershof. Jetzt: 7901 Scharenstetten über Ulm, Kirchstraße 16
- 70 Jahre alt am 2. August Ldsm. Karl Schewe aus Prützenwalde (Töpferei). Jetzt: 5355 Stotzheim über Euskirchen, Adolf-Halstrick-Straße 8
- 70 Jahre alt am 17. August Ldsm. Aloys Mix aus Förstenuau, zuletzt in Schlochau, Siedlerstraße 22. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Antonie, dem Sohn Georg und der Tochter Gisela im eigenen Hause in 322 Alfeld (Leine), Am Heitkamp 21. Allen Förstenuauer und Schlochauer Bekannten sendet er auf diesem Wege viele Grüße!
- 67 Jahre alt am 24. August Lehrer i. R. Leo Gerschke aus Schlochau, Konitzer Straße 26. Jetzt: 1 Berlin 42, Tempelhofer Damm 52
- 64 Jahre alt am 1. September Frau Agnes Ziebarth geb. Jonas aus Pr. Friedland. Jetzt wohnt sie in 1 Berlin 44, Ossastraße 36 a

Geburtstage Kreis Flatow

Monat Juli 1968

- 89 Jahre alt am 23. Juli Frau Lieschen Ernst aus Linde, Kriegsoffenersiedlung. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Charlotte Ernst in 1 Berlin 31 (Halensee), Nedlitzer Straße 7
- 86 Jahre am 23. Juli Frau Ottilie Affeldt aus Lugetal. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Frau Ruth Kehl in 3508 Meisungen, Sälzerweg 8
- 85 Jahre alt am 25. Juli die Witwe Frau Bertha Acker geb. Kostecki aus Kietz. Jetzt wohnt sie in 3051 Frielingen über Wunstorf, Mühlenweg 3
- 82 Jahre alt am 24. Juli die Gastwirtin Frau Luise Abraham geb. Malzahn aus Aspenau. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Frau Lisbeth Lück in 597 Plettenberg, Auf dem Loh 59
- 81 Jahre alt am 24. Juli Ldsm. Paul Splittgerber aus Tarnowke. Jetzt wohnt er bei seiner Tochter Frau Frieda Meier in 46 Dortmund/Kirchderne, Dernerstraße 391
- 81 Jahre alt am 31. Juli Frau Elisabeth Rieck aus Treuenheide. Jetzt wohnt sie in 2103 Hamburg 95, Dradenau 36
- 80 Jahre alt am 26. Juli der Bundesbahnoberzugschaffner i. R. Willi Kolander aus Grünau, später Schneidemühl, Kösliner Straße 32. Jetzt wohnt er bei seinen Kindern 478 Lippstadt, Am Bruchgraben 16
- 79 Jahre alt am 25. Juli Frau Margarete Schur aus Krojanke, Am Markt. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann Gustav Schur in 56 Wuppertal-Barmen, Langobardenstraße 27
- 77 Jahre alt am 26. Juli Frau Mathilde Dienert geb. Hasse, Ehefrau des Brunnenbauers Wilhelm Dienert aus Linde. Jetzt wohnen sie in 3051 Klein Heidorn über Wunstorf, Hauptstraße 22
- 77 Jahre alt am 29. Juli Ldsm. Joh. Langer aus Flatow, frühere Horst-Wessel-Straße 2. Jetzt wohnt er in 4 Düsseldorf, Ickerswader Straße 11
- 76 Jahre alt am 22. Juli der Bundesbahn-Betriebsrat i. R. Theodor Schulz aus Neu-Grünau, später Schönfeld und Kreuz. Jetzt wohnt er in 5132 Ubach-Palenberg, Bez. Aachen, Weinbergstraße 57

- 75 Jahre alt am 24. Juli die Witwe Frau Anna Ristau geb. Gnuschke aus Linde, Am Bahnhof. Jetzt wohnt sie in 435 Recklinghausen, Castroper Straße 164
- 75 Jahre alt am 31. Juli Frau Angela Fenske geb. Weiland aus Linde. Jetzt wohnt sie in 1 Berlin 62, Meraner Str. 42
- 75 Jahre alt am 31. Juli die Witwe Frau Grethe Rick geb. Konarski aus Hammer bei Krojanke. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Edeltraut Nietzsch in 1 Berlin 45, Steinackerstraße 26
- 74 Jahre alt am 26. Juli Frau Ottilie Schallhorn aus Flatow, Jastrower Straße 40. Jetzt wohnt sie 242 Eutin/Holst.
- 73 Jahre alt am 25. Juli Frau Bertha Neumann aus Pottlitz. Jetzt wohnt sie in 46 Dortmund-Hombruch, Am Spörkel 3
- 71 Jahre alt am 31. Juli Frau Elda Buchholz, Ehefrau des Postbeamten i. R. Gustav Buchholz aus Flatow, Vandsburger Weg 27. Jetzt wohnt sie in 241 Mölln/Lauenburg, Gudower Weg 122
- 70 Jahre alt am 20. Juli Konrektor a. D. Reinhold Zielke, früher alleiniger Lehrer in Kl. Butzig, Kreis Flatow. Jetzt: 332 Salzgitter-Lebenstedt, Klevergarten 5
- 70 Jahre alt am 25. Juli die Witwe Frau Pauline Marquardt geb. Nitz aus Pottlitz. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter, der Witwe Frau Else Kaesling in 466 Gelsenkirchen-Buer, Wachholderstraße 9
- 68 Jahre alt am 21. Juli Ldsm. Hermann Zabel aus Tarnowke. Jetzt wohnt er in 3103 Katensen über Lehrte, Dorfstraße 7
- 65 Jahre alt am 28. Juni der frühere Bauer und letzte Bürgermeister der Gemeinde Treuenheide Ldsm. Emil Zech (nicht Erich Schulz, wie in der Nr. 5 gemeldet). Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Hilde geb. Wellnitz im eigenen Haus in 4981 Bustedt über Bünde, Ringstraße 141
- 65 Jahre alt am 7. Juli Ldsm. Erich Pöplau aus Krummenfließ. Jetzt wohnt er in 2861 Axstedt, Schulstraße 17
- 65 Jahre alt am 21. Juli Frau Hedwig Radtke geb. Schauer aus Klein Butzig, während ihr Ehemann Johann R. am 5. September seinen 70. Geburtstag begehen kann. Jetzt wohnen sie in 3211 Banteln/Leine, Göttinger Straße 57

Monat August 1968

- 86 Jahre alt am 2. September die Witwe Frau Lina Kröning geb. Schaulandt aus Gursen. Jetzt wohnt sie in X 2861 Retzow über Lübz (Mecklenburg)
- 86 Jahre alt am 7. September der frühere Bauer Samuel Semke aus Neuhoof. Jetzt wohnt er bei seinen Töchtern Frieda und Ruth in 4 Düsseldorf Lessingstraße 61
- 85 Jahre alt am 7. August Frau Ernestine Krause geb. Baumann aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Paul in X 172 Ludwigsfelde, Rosenweg 21
- 85 Jahre alt am 31. August Frau Käthe Schofer aus Steinmark (Gastwirtschaft). Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter, Frau Margarethe Grams aus Flatow, in 45 Osnabrück, Iburger Straße 66
- 84 Jahre alt am 14. August Frau Sophie Södtker geb. Lenkeit, Witwe des Bäckermeisters Ewald Södtker aus Flatow, Hauptmarkt. Jetzt wohnt sie in 3 Hannover, Vogtländer Hof 2
- 83 Jahre alt am 11. September die Witwe Frau Auguste Günther aus Krummenfließ, zuletzt Kölpin. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Emma in 3305 Neuerkerode, Post Obersicke über Braunschweig, Altersheim
- 82 Jahre alt am 17. August Frau Ida Brauer aus Flatow. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann in 293 Varel (Oldb), Große Straße 3
- 82 Jahre alt am 23. August die Witwe Frau Anna von Bronowski aus Krojanke-Bahnhof und Flatow. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Claus in 609 Rüsselsheim am Main, Platzenstraße 29
- 82 Jahre alt am 23. August der Leitungsaufseher a. D. Heinrich Eichhorst aus Flatow, Arno-Manthey-Straße 32. Jetzt wohnt er bei seiner Tochter Lydia und dem Schwiegersohn Willy Rost in 2103 Hamburg 95, Norderkirchenweg 59 a
- 81 Jahre alt am 11. August Frau Minna Mallach geb. Schülke, Witwe des Schuhmachers Albert Mallach aus Flatow Töpferstraße 3. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Paul Mallach in 314 Lüneburg, Stendaler Straße 5
- 80 Jahre alt am 3. August Frau Emilie Endert geb. Rieck aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie in 6094 Bischofsheim bei Rüsselsheim, An der Bahn 3
- 79 Jahre alt am 3. August Frau Maria Wellnitz geb. Runow, Witwe des Schmiedemeisters Friedrich Wellnitz aus Treuenheide. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn, dem Lokführer bei der Bundesbahn, Alfred Wellnitz in 5 Köln-Kalk, Vereinsstraße 6
- 79 Jahre alt am 16. August Ldsm. Michael Platschek aus Krojanke. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 75 Karlsruhe I, Hambacher Straße 22

- 79 Jahre alt am 21. August der frühere Bauer Willi Dürre aus Neuhoft. Jetzt wohnt er in 2111 Trelde, Kreis Harburg, Nr. 35
- 78 Jahre alt am 8. August die Witwe Frau Anna Neumann geb. Pesalla aus Flatow (Bahnhofswirtschaft). Jetzt wohnt sie in 3333 Neu-Büddenstedt bei Helmstedt, Bahnhofplatz 1 a
- 78 Jahre alt am 5. September die Witwe Erna Schmidt geb. Kunz aus Flatow, Lindenhof. Jetzt wohnt sie in X 242 Wahrstorf, Kreis Grevesmühlen (Mecklenburg)
- 77 Jahre alt am 11. August der frühere Leitungsmeister Emil Wiese aus Schönfeld. Jetzt wohnt er bei seiner Tochter und dem Schwiegersohn Erwin Badtke in 586 Iserlohn/Westf., An der Egge 37
- 77 Jahre alt am 11. August Oberpostverwalter a. D. Paul Wendt aus Krojanke. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 498 Bünde/Westf., Schubertstraße 1
- 77 Jahre alt am 14. August die Witwe Frau Bertha Berlinski aus Flatow, Kelchstraße. Jetzt wohnt sie in 3 Hannover-Klein Buchholz, Krasseltweg 50 bei Jänichen
- 76 Jahre alt am 15. August der General der Panzertruppe a. D. Walther K. Nehring, geb. in Stretzin Kreis Schlochau, dessen Vorfahren auf dem Freischulzengut in Tarnowke ansässig waren. Jetzt wohnt er in 4 Düsseldorf, Brehmstr. 32
- 75 Jahre alt am 4. August Frau Auguste Korpel geb. Cisek aus Flatow, Franz-Selke-Straße 3. Jetzt wohnt sie in 758 Bühl/Baden, Finkenstraße 3
- 75 Jahre alt am 21. August Frau Alma Hoffmann-Petri geb. Mantowsky aus Flatow, Vandsburger Weg 8. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann in 6434 Niederaula über Bad Hersfeld, Altenheim
- 75 Jahre alt am 25. August Frau Auguste Zabel geb. Eisbrenner aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie zusammen mit ihrer Tochter Traudi in X 22 Greifswald, Burgstraße 3
- 75 Jahre alt am 7. September Ldsm. Karl Gall aus Flatow, Kujaner-Chaussee 31, während seine Ehefrau Frieda geb. Lietz am 26. September ihren 74. Geburtstag begehen kann. Jetzt wohnen sie in 41 Duisburg-Meiderich, Singstraße 20
- 74 Jahre alt am 13. August Frau Ida Pietschmann geb. Splittgerber aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie mit ihrer Tochter Ruth Lang und deren Familie in X 238 Barth/Ostsee, Turmstr. 23
- 73 Jahre alt am 9. August Frau Luise Richter geb. Dahlke aus Gursen. Jetzt wohnt sie mit ihrem Ehemann in 1 Berlin-Buckow (West), Straße 51, Hausnummer 25
- 73 Jahre alt am 16. August der Lehrer i. R. Robert Dennin aus Schwente. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 2 Hamburg 54, Steinburger Straße 60
- 73 Jahre alt am 29. August der Bundesbahn-Oberschaffner i. R. Arthur Borowski aus Stewnitz (Blockhaus), später Jannowitz. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Alwine geb. Heuer und seiner Schwester, Frau Ida Halweg, in 31 Westercelle bei Celle, Wilhelm-Raabe-Weg 12
- 73 Jahre alt am 4. September Ldsm. Emil Garschke aus Flatow Bahnhofstraße. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Gertrud in 5122 Hohlscheid-Bank, Haus Heidenstraße 168
- 73 Jahre alt am 6. September die Witwe Frau Auguste Röhrbein geb. Radtke aus Flatow, Friedländer-Chaussee 19. Jetzt wohnt sie in X 2337 Binz auf Rügen, Goethestraße 3
- 72 Jahre alt am 11. August Frau Klara Müller geb. Kujath aus Flatow, Güterbahnhofstraße 4. Jetzt wohnt sie in 4403 Hiltrup/Westf., Ringstraße 71
- 72 Jahre alt am 22. August Spediteur Erich Gollnick aus Flatow, Gartenstraße 16. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 45 Osnabrück, Adolfstraße 26
- 72 Jahre alt am 31. August der Amtshauptsekretär a. D. Peter Mooßen aus Flatow Litzmannstraße 52. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 56 Wuppertal-Barmen, Albertstraße 81
- 72 Jahre alt am 19. September der Schneidermeister Otto Feutlinske aus Linde. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Elisabeth in 2 Hamburg-Farmen, Feldschmiede 7 h
- 71 Jahre alt am 6. August Ldsm. Albert Heine aus Linde (Freigut). Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Amanda geb. Moderhak, die am 12. Juli ihren 68. Geburtstag begehen konnte, bei der Tochter Charlotte Jung in 3201 Holle über Hildesheim, Berliner Straße 2
- 71 Jahre alt am 8. August Frau Minna Dittberner geb. Lietz aus Kujan. Jetzt wohnt sie in 43 Essen-Karnap, Karnaper Straße 19
- 70 Jahre alt am 1. September die Witwe Frau Adeline Harbarth geb. Wachlin aus Tarnowke Abb. (Krojanker Feld). Jetzt wohnt sie mit ihrem Sohn in X 253 Warnemünde (Meckl.), Alexandrinenstraße 99
- 70 Jahre alt am 20. August die Witwe Frau Emma Neinst aus Tarnowke. Jetzt wohnt sie in 5025 Stommeln (Kreis Köln), Kattenberg 17

- 70 Jahre alt am 5. September Ldsm. Joh. Radtke aus Klein-Butzig, während seine Ehefrau Hedwig geb. Schauer am 21. Juli ihren 65. Geburtstag begehen konnte. Jetzt wohnen sie in 3211 Banteln, Kreis Alfeld, Göttinger Straße 57
- 68 Jahre alt am 17. August Frau Minna Gräber geb. Röding aus Kappe, später Stretzin und Steinborn. Jetzt wohnt sie in 439 Gladbeck/Westf., Feldstraße 70
- 66 Jahre alt am 29. August der Klempner und Installateur Walter Zimmermann aus Linde. Jetzt wohnt er in 3201 Himmels-thür über Hildesheim
- 68 Jahre alt am 9. September Ldsm. Willi Lanske aus Flatow, Vorstadt. Jetzt wohnt er in 4971 Dehme über Bad Oeynhaus, Plattenbergweg 30
- 67 Jahre alt am 12. August die Schneidermeisterin Frau Frieda Meier aus Dt. Fier. Jetzt wohnt sie in 582 Gevelsberg, Schnellmarkstraße 45
- 67 Jahre alt am 18. August der Lehrer i. R. Waldemar Lubenow aus Kujan. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 3091 Holtrup, Kreis Grafschaft Hoya, Post Bücken.
- 66 Jahre alt am 8. September Ldsm. Johannes Kulpa aus Dobrin/Lugetal. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Maria geb. Schilz in 5 Köln-Riehl, Am Botanischen Garten 34
- 65 Jahre alt am 8. August Frau Frieda Arndt geb. Kewitz aus Adlig Landeck. Jetzt wohnt sie in 1 Berlin 42, Wittekindstraße 9

Silberhochzeiten

Am 3. Juli 1968: die Eheleute Uhrmachermeister Karl Kasiske aus Baldenburg und Frau Hildegard geb. Neumann aus Küdde-Bahnhof. Zuletzt wohnhaft in Neustettin. Jetzt: 325 Hameln, Koppensstraße 52

Am 12. Juli 1968: die Eheleute Paul Arndt und Frau Anna geb. Wollschläger aus Eickfier, Kr. Schlochau. Jetzt: 3201 Himmels-thür über Hildesheim, Marienstraße.

Am 30. Juli 1968 die Eheleute Bruno Roggenbuck und Frau Elisabeth aus Eickfier, Kr. Schlochau. Jetzt: 714 Ludwigsburg, Senefelder Straße 8

Goldene Hochzeit

Am 17. September 1968: die Eheleute Emil Milbrandt und Frau Olga geb. Schewe aus Kölpin, Kr. Flatow. Jetzt: 3095 Langwedel-Vörth 248, Bez. Bremen. Allen Freunden und Bekannten senden sie herzliche Grüße!

Glückliche Abiturienten

Nikolaus Quandt, Sohn des Sattlermeisters Willi Quandt und seiner Ehefrau Käthe aus Peterswalde, Kr. Schlochau, bestand das Abitur mit der Note „sehr gut“. Jetzt: 2945 Sande (Oldb.), Hauptstraße.

Rüdiger Koch, Sohn der Eheleute Heinz Koch und Frau Edith geb. Kröning aus Flatow, bestand am Gymnasium zu Gifhorn das Abitur. Jetzt: 317 Gifhorn, Alter Postweg 74.

Christian Stockfisch, Sohn des Realschullehrers Wilhelm Stockfisch und seiner Ehefrau Ursula geb. Heimann aus Peterswalde, Kr. Schlochau, bestand am altsprachlichen und math.-naturwissenschaftlichen Gymnasium für Jungen in Wolfenbüttel das Abitur. Jetzt: 334 Wolfenbüttel, Wilh.-Brandes-Straße 8.

Hans-Peter Rehse, Sohn des Gutsinspektors Albert Rehse und seiner Ehefrau Maria geb. Woytalewicz aus Dt. Briesen, Kr. Schlochau, bestand am Gymnasium in Ahrweiler das Abitur. Jetzt: 5489 Kaltenborn, Post Jammelshofen über Adenau

Es starben fern der Heimat

Ldsm. Robert Richter aus Bischofswalde am 14. April 1968 im Alter von 87 Jahren in 2407 Bad Schwartau, Cleverhöhe 17

Ldsm. Hans Schülke aus Flötenstein am 11. März 1968 im Alter von 72 Jahren in X 1195 Berlin-Baumschulenweg, Köpenicker Landstraße 165

Ldsm. Otto Doepke aus Stretzin am 10. Mai 1968 im Alter von fast 93 Jahren. Zuletzt: 76 Offenburg-Süd, Rabenplatz 7 bei Zander

Die frühere Krankenschwester und Fürsorgerin Witwe Hermine Kuboschek geb. Will aus Kölpin, Kr. Flatow, am 1. Mai 1968 im Alter von 80 Jahren. Zuletzt: 3331 Beienrode, Kr. Gifhorn, „Haus der helfenden Hände“.

Frau Margarete Krugel geb. Appe aus Linde am 17. Mai 1968 im Alter von 59 Jahren. Zuletzt: X 351 Tangerhütte über Stendal, Straße der Oktober-Revolution

Frau Auguste Woike geb. Bettin, Ehefrau des Luisenhofer Gutsschmieds Richard Woike am 17. Juni im Alter von 85 Jahren. Zuletzt: 43 Essen, Haskenstraße 12. Sie folgte ihrem Schwiegersohn, dem Ehemann ihrer ältesten Tochter Hedwig, Phillip Malarczuk, einen Tag vor dessen Beisetzung. Dieser verstarb am 13. Juni im Alter von 75 Jahren ebenfalls in Essen, Haskenstraße 12

Stuttgarter Heimatfreunde in froher Runde

Zu einem gemütlichen Nachmittag versammelten sich die Schlochauer und Flatower am ersten Julisonntag in der Höhengaststätte des Burgholzhofes in Stuttgart. Hochsommerliche Temperaturen veranlaßten dazu, sich zunächst außerhalb des Lokals unter schattige Linden zu setzen, um Abkühlung zu suchen. Mit der Aussicht von der Höhe der Gaststätte auf verschiedene Stadtteile Stuttgarts bis weit ins Remstal — wo der gute Wein wächst — gewinnt man bei klarem Himmel einen faszinierenden Eindruck von der großartigen topographischen Lage der Landeshauptstadt, der „Stadt zwischen Wald und Reben“. Viele Besucher ließen sich einen Spaziergang in die bis an die Gaststätte reichenden Weingärten nicht entgehen, um dann später selbst einen guten Tropfen des Württemberger Weines zu probieren.

Es war eine ungezwungene Begegnung ohne großes Programm, aber mit sehr viel persönlichem Gesprächsaustausch bei einer Tasse Kaffee, bei gutem Wein, bei erstklassigen Speisen, bei Tanz und Unterhaltung. Man konnte und wollte sich gar nicht trennen. Im nächsten Jahr will man wieder hierher kommen, „wo man es so schön fand“. Das wurde immer wieder betont, und damit erhebt sich die Frage: muß immer etwas geboten werden, wenn Landsleute sich treffen, oder genügt es auch so, wie es eine Schlochauerin sagte, die ganz durch Zufall mit einer Reisegesellschaft im gleichen Lokal einkehrte: „Ach, ist das doch unter Landsleuten schön!“ Sie hatte unser Hinweisschild an der Tür des Lokals entdeckt und war zu uns gekommen, ohne bisher von unserer Existenz gewußt zu haben.
HMa

Anschriftenänderungen

Horst Landmesser aus Richnau. Jetzt: 23 Kiel, Moltkestraße Nr 50/b. — Klara Warmbier und Schwester Else Kohls aus Pr. Friedland. Jetzt: 495 Meißen, Kr. Minden, Sandweg 1 — Arno Zander aus Bischofswalde. Jetzt: 672 Speyer, Ludwigstraße 54 — Emil Bartz und Frau Hedwig geb. Mühlenbeck aus Firchau. Jetzt im eigenen Heim in 1 Berlin 22, Wisserweg 17 — Hermann Doepke und Frau Erna geb. Krüger aus Baldenburg und Eisenbrück. Jetzt: 1 Berlin 52, Pannwitzstraße 53 im eigenen Heim — Helga-Maria Holub geb. Semrau aus Schlochau, An der Lanke. Jetzt: 11343 — 35 A Avenue, Edmonton, Alta (Canada) — Martin Straßenburg aus Wilhelmssee, Kr. Flatow. Jetzt: 33 Braunschweig-Lehdorf, Dillinger Straße 27 — Johanna Fenski, Witwe des verst. Bäckermeisters Artur Fenski aus Linde. Jetzt bei ihrem Sohn Hans Fenski in 3339 Sambleben, Kr. Wolfenbüttel — Günter Weinkauf aus Flatow. Jetzt: 4047 Dormagen, Am Rath 42

Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

Christiane Natalie

26. 6. 1968

Die glückliche Geburt unserer Tochter geben wir bekannt

Dr. med Brigitte Noell geb. Röder
Dr. med Georg Noell

53 Bonn, Im Bachfeld 2

Wir freuen uns, die Geburt unseres zehnten Enkelkindes

Anke Elisabeth Ritgen

anzeigen zu können, das nicht, wie sein Vater in Barkenfelde, sondern in Birkenfeld am 27. Jun 1968 geboren wurde.

5552, Morbach (Hunsrück), den 1. Juli 1968

Georg Ritgen und Frau Lore

Alle Fragen des Rentenrechts behandelt das Buch:

MEINE RENTE

Die Ansprüche aus der Sozial- und Privatversicherung an praktischen Beispielen dargestellt von

KLAUS LUSERKE

Preis DM: 2,90

Zu bestellen beim Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 5045

WIR HABEN GEHEIRATET

Gerhard Röhl — Ursula Röhl

geb. Kluwe

1 Berlin 26, Roedernallee 84

22. Mai 1968

Früher: Schlochau, Baldenburger Straße

Wir werden am 11. August 1968 in der Kirche zu Glückstadt-Herzhorn getraut

Helmut Dornheim

Heidrun Dornheim

geb. Giese

Früher: Mossin, Kreis Schlochau

Jetzt: 22 Elmshorn, Schillerstraße 2

(Tochter des Ldsm. Walter Giese (vermißt) und seiner Ehefrau Erika geb. Hoppe aus Eisenhammer)

Wir heiraten am 16. August 1968

Joachim Wendt — Imma Wendt

geb. Schroeter

3501 Naumburg
Bahnhofstraße 15

3000 Hannover
Hauffstraße 2

Früher: Lichtenhagen (Kreis Schlochau) und Guben

68 Jahre alt

wird am 4. August 1968 unser Dobriner Landsmann Martin Less, jetzt in Uruguay. Er befindet sich z. Zt. mit seiner Gattin auf einem Deutschlandbesuch, zu dem er von der Bundesregierung in seiner Eigenschaft als Präsident des Deutsch-Uruguayischen Kulturinstituts „Humboldt-Haus in Salto“ eingeladen ist. Vom 11. bis 23. Juli ist er in Berlin, Roxy-Hotel, Kurfürstendamm 34, und vom 24. Juli bis zum 7. August in Hamburg, Hotel Basler Hospiz, Esplanade 11, anzutreffen. Am 7. August schiffte er sich mit seiner Ehefrau Marianne auf dem Dampfer PASTEUR wieder nach Montevideo (Uruguay) ein. Er grüßt hierdurch alle seine Freunde und Bekannten aus der alten Heimat.

VORANZEIGE

Das nächste Flatower Heimattreffen in Düsseldorf

findet am Sonnabend, dem 12. Oktober ab 16 Uhr im Restaurant des „Haus des Deutschen Ostens“ in Düsseldorf, Bismarckstraße 90, statt.

Näheres in der September-Ausgabe des Kreisblattes.

Die Flatower Heimatfreunde

70 Jahre alt

wird Landsmann Alois Semrau, geboren am 31. 7. 1898 in Förstenu, Kreis Schlochau, jetzt

4836 Herzebrock, Kreis Wiedenbrück, Dorf 36.

Gesundheit und alles Gute wünschen alle Angehörigen!

Aus Anlaß meines 25jährigen Dienstjubiläums grüße ich alle ehem. Angehörigen der Stadt- und Kreissparkasse Schlochau

Hans Wirkus
41 Duisburg-Hamborn
Friedrich-Engels-Straße 31
(z.Zt. in Urlaub auf der Insel Borkum)

Der Rechtsanwalt Dr. Bruno C. Linde in Portland, Oregon, 1000-S.W. Vista Ave., Portland, Oregon 97205 (U.S.A.), bittet Leser des Kreisblattes, die mit dem Kaufhaus Max Pless in Ferdinandshof/Pommern oder der Familie Pless näher bekannt waren, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Die Frau des Mitinhabers Siegfried Pless ist die Schwester des obengenannten Rechtsanwalts.

Heute entschlief sanft und ruhig meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Groß- und Urgroßmutter und Tante

Anna Zimmermann

geb. Klawitter

im Alter von 81 Jahren.

In stiller Trauer:
Reinhold Zimmermann
Willi Herrmann und Frau Else
geb. Zimmermann
Kurt Zimmermann und Frau Lotti
Max Sawinski und Frau Alma
geb. Zimmermann
Heinz Zimmermann und Frau Friedel
Marta Zimmermann geb. Lohrke
Enkel und Urenkel

224 Heide (Holstein), den 14. Juni 1968
Heimkehrerstraße 43
Früher: Battrow, Kreis Flatow

Unfaßbar für uns alle ist am 9. Juni 1968 mein über alles geliebter Mann, unser herzensguter, fürsorgender Vater, Bruder, Schwager, Onkel, Neffe und Vetter

Baumeister und Architekt

Paul Hoffmann

Technischer Direktor

kurz nach Vollendung seines 65. Lebensjahres von uns gegangen.

In stiller Trauer:

Margarete Hoffmann geb. Vollmer
Monika Mann geb. Hoffmann
Hubert Mann
und Anverwandte

1 Berlin 41, Lessingstraße 4
Früher: Steinforth, Kreis Schlochau

Unsere Mutter ist nicht mehr,
der Platz in unserem Kreis ist leer,
sie reicht uns jetzt nicht mehr die Hand,
der Tod zerriß das teure Band.

Nach einem Leben voller Liebe und Güte nahm Gott der Herr nach einem langen, mit großer Geduld ertragenem Leiden, meine liebe Frau, unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter und Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Erna Meller

geb. Thiede

im 67. Lebensjahr zu sich in sein Reich.

In stiller Trauer:

Konrad Meller
Günter Meller und Frau Ruth geb. Bigge
Enkel Petra, Michael und Thomas und
Anverwandte

58 Hagen, den 3. Juli 1968
Obere Wasserstraße 2
Früher Schlochau, An der Lanke 21

Die Beerdigung fand am 8. Juli 1968 auf dem evgl. Friedhof Hagen-Haspe statt.

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief heute mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und bester Opa, Bruder, Schwager und Onkel, der

Dachdeckermeister

Herr Bernhard Fritz

im Alter von 75 Jahren.

In tiefer Trauer:

Magdalena Fritz, Gattin, geb. Rettke
im Namen aller Angehörigen

8 München-Untermenzing, den 1. Juli 1968
Kunstmännstraße 29
Früher: Prechlau, Kreis Schlochau

Feuerbestattung: Donnerstag, den 4. Juli 1968, um 11.45 Uhr im Krematorium Ostfriedhof München



Es war reich, dein ganzes Leben,
an Müh' und Arbeit, Sorg' und Last,
wer dich gekannt, muß Zeugnis geben,
wie fleißig du gearbeitet hast.
Als deine Augen sich geschlossen
zu ewig stiller Grabesruh,
sind Dankestränen viel geflossen
um dich, geliebter Vater du.

Christus, der Herr über Leben und Tod,
nahm heute mittag um 13 Uhr meinen lieben
Mann, unseren herzensguten, treusorgenden
Vater, Schwiegervater, unseren lieben Opa,
Uropa, Bruder, Schwager und Onkel, den

Schuhmachermeister
Max Wollschläger
(früher Prechlau/Pom.)

nach langer, schwerer Krankheit, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, im Alter von 86 Jahren zu sich in sein himmlisches Reich.

Sein Leben war erfüllt von Liebe und Sorge für seine Familie.

Wir bitten, seiner im Gebet zu gedenken.

In stiller Trauer:

Elisabeth Wollschläger, geb. Bölder
Anni Wollschläger geb. Heymann
Hedwig Roggenbuck geb. Wollschläger
Wilhelm Campe und Frau Elisabeth
geb. Wollschläger
Katharina Wollschläger
Max Wollschläger
8 Enkelkinder und 5 Urenkelkinder

Alfhausen, Schmitten, Bersenbrück, Osnabrück,
den 19. Juni 1968

Die Beerdigung fand statt am Samstag, dem 22. Juni 1968, um 9.30 Uhr vom Krankenhaus aus auf dem Neuen Friedhof; anschließend war ein feierliches Requiem in der Pfarrkirche zu Alfhausen.

Nach kurzer Krankheit entschlief am 19. Juni 1968 unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

Hulda Kannenberg

geb. Gehrke

im 79. Lebensjahr.

In stiller Trauer:

Herbert Kannenberg und Frau Erika
geb. Franke
Gerda Spielmann geb. Kannenberg
Enkel, Urenkel und alle Angehörigen

2409 Pansdorf, den 19. Juni 1968
Stolper Straße 5

Früher: Battrow, Kreis Flatow

Ostpommerns Küste in 144 Bildern

Leinenband

Großformat 14,80 DM

Westpreußen in 144 Bildern

Leinenband

Großformat 14,80 DM

Als Geburtstagsgeschenke hervorragend geeignet
Bei Voreinsendung des Betrages erfolgt portofreie
Lieferung
KREISBLATT, 53 Bonn 5, Postfach 5045

Unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater

Johann Goltz

ist im 85. Lebensjahr ruhig eingeschlafen.

In stiller Trauer im Namen aller
Angehörigen

Hans-Georg Goltz

28 Bremen, den 24. Juni 1968
Uelzener Straße 5

Früher: Schlochau, Konitzer Straße 40

Die Trauerfeier fand am 27. Juni 1968 in der Kapelle des Hastedter Friedhofes statt.

Zum Gedenken

Anna Fiske, geb. Ott

geb. 2. 11. 1898 gest. 7. 7. 1967

Mama, du bleibst uns unvergessen!

Es trauern noch heute um Dich,
Deine Kinder, Enkelkinder und
Familien

Doris Köpke, Berlin 42
Edith Buse, Werneuchen
Alfred Fiske, Zerbst
Horst Fiske, Zerbst

Berlin 42, Tejastraße 2

Früher: Baldenburg, Kreis Schlochau

Für die liebevolle Anteilnahme beim Heimgang meiner lieben Frau und besten Kameradin

Gertrud Warmbier

geb. Ueckert

sage ich allen Landsleuten herzlichen Dank.

Max Warmbier

Ahrensburg, im Juni 1968
Früher: Pr. Friedland

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 3,— DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 3,— DM. Auslandspreis jährlich 12,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Fast alle älteren Nummern (seit 1953) sind noch lieferbar.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in Bonn 5, Postfach 5045 bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste unter „N = Neues“ verzeichnet. Abbestellungen nur vierteljährlich vom Vierteljahresersten zum nächsten Vierteljahresersten.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 5045.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.

Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.

**Letzter Einsendetag für die
Ausgabe September 1968**

31. August